SLUB
Wir führen Wissen.

1078, 4.

Cc
41.

HfBK Dresden - Bibliothek
00625913

[Bd. 4.]

Bdchen 19 - 24.

Plutarchs

ausgewählte Biographien.

Deutsch

von

Ed. Eyth.

Neunzehntes Bändchen.

1. Fabius Maximus.
2. Paulus Aemilius.

263.

Stuttgart.

Hoffmann'sche Verlags-Buchhandlung.

1867.

1078

Fabius Maximus.

SLUB
Wir führen Wissen.

1. Nachdem wir im Vorhergehenden das historisch Merkwürdigste aus dem Leben des Perikles geschildert haben, wollen wir zu Fabius' Geschichte übergehen.

Eine Nymphe, oder, wie Andere sagen, ein eingeborenes Weib soll von Herkules in der Nähe des Tiberflusses den ältesten Fabius geboren haben, einen Mann, von welchem das zahlreiche und angesehene Geschlecht der Fabier in Rom abstammt. Doch berichten auch einige Schriftsteller, daß die Ersten dieser Familie von den Gruben, die sie zum Behufe der Jagd zurichteten, vor Alters den Namen „Fodier" getragen hätten; denn fossae heißen: Gräben und fodere: Gräben ziehen; in späterer Zeit nannte man sie alsdann, mit Veränderung zweier Buchstaben: Fabier. Das Haus brachte nun viele große Männer hervor, und von dem größten unter ihnen, Rullus, der deßwegen auch bei den Römern Maximus genannt wurde, stammte in viertem Gliede derjenige Fabius Maximus ab, von welchem unsere vorliegende Schrift handelt.

Dabei trug er noch von einem körperlichen Umstande den Beinamen Verrucosus, weil er auf der Oberlippe eine kleine Warze hatte. Der weitere Name, Ovicula, bezeichnet ein „Schäfchen" und wurde ihm mit Rücksicht auf die Sanftmuth und das schwerfällige Wesen in seinem Charakter beigelegt, als er noch ein Knabe war. Denn seine ruhige, schweigsame Art, die nur unter großer Behutsamkeit sich an den Kinderspielen betheiligte, alle Gegenstände des Lernens nur langsam und mühsam in sich aufnahm, dabei gegen seine Kameraden sich äußerst willfährig und folgsam zeigte, — dieß alles erweckte bei den entfernter Stehenden die geheime Vorstellung von Dummheit und Einfältigkeit. In der That gab es nur Wenige, die seine auf der Tiefe beruhende Freiheit von allem Schwankenden, überhaupt das Großherzige und Löwenartige in seiner Natur durchschauten. Aber bald im Verlaufe

der Zeit, als er durch seine politische Thätigkeit aufgeweckt wurde, machte er es auch der Masse des Volks vollkommen deutlich, daß seine scheinbare Trägheit im Handeln nur Leidenschaftlosigkeit, seine Schüchternheit nur kluge Vorsicht und seine Gewohnheit, nirgends rasch aufzutreten oder sich leicht bewegen zu lassen, nur Festigkeit und Beharrlichkeit war. Als er die Größe der politischen Verhältnisse, sowie die Menge der zu führenden Kriege wahrnahm, übte er nicht nur seinen Körper, diese gleichsam von der Natur uns mitgegebene Waffe, für die letzteren tüchtig ein, sondern bildete auch seine Redefertigkeit, als Organ, um auf das Volk zu wirken, derartig aus, daß sie in der angemessensten Weise mit seinem Leben übereinstimmte. Da war nirgends ein Aufputz, nirgends eine leere marktschreierische Zierrath, sondern ruhiger Verstand, der eine eigenthümliche, außergewöhnliche Form und Tiefe in Sentenzen hatte, welche besonders mit denen des Thukydides eine Aehnlichkeit gezeigt haben sollen. Man besitzt nämlich von ihm noch eine Rede, die er in der Volksversammlung hielt, — seinem nach Verwaltung des Consulats gestorbenen Sohne zu Ehren.

2. Unter den fünf Consulaten, die er bekleidete, fiel in das erste sein Triumph über die Ligurier. Sie wurden von ihm in einer Schlacht tüchtig geschlagen und nach bedeutenden Verlusten in die Alpen zurückgeworfen, so daß sie nunmehr aufhörten, das benachbarte Italien auszuplündern und zu beschädigen. Als späterhin Hannibal in Italien einfiel und zuerst in einer Schlacht am Trebiaflusse einen Sieg erfocht, worauf er selbst unter Verheerung des Landes durch Etrurien zog und zugleich eine entsetzliche Bestürzung und Angst nach Rom hineinwarf, da begegneten den Römern außer den gewöhnlichen Wunderzeichen von Blitzen u. dergl. noch manche andere durchaus sonderbare und räthselhafte Dinge. So zeigten sich, wie man erzählte, einige Schilde ganz von selbst mit Blut durchnäßt; in der Gegend von Antium schnitt man gleichfalls blutige Fruchtähren ab; es fielen feurige, glühende Steine aus der Luft, und bei Falerii schien sich der Himmel gewaltsam aufzuthun, worauf in allen Richtungen eine Menge von Zettelchen herausfiel, auf deren einem deutlich geschrieben stand: „Mars schwingt die Waffen.“ Aber alles Dieses vermochte nicht, den Consul Cajus Flaminius abzukühlen, einen Mann, der neben seiner natürlichen Heftigkeit und Ehrsucht jetzt noch durch bedeutende Glückszufälle, die er

unlängst wider alle Erwartung gehabt hatte, sich ermuthigt und gehoben fühlte; trotzdem, daß ihn der Senat abberief und sein Amtsgenosse Widerspruch einlegte, hatte er nämlich eine Schlacht gegen die Gallier erzwungen und wirklich gewonnen. Auch Fabius ließ sich durch die Wunderzeichen, so groß auch ihr Eindruck auf viele Leute war, weniger außer Fassung bringen; sie erschienen ihm zu unvernünftig. Dagegen, als er von der geringen Anzahl der Feinde und ihrem Mangel an Geldmitteln Nachricht bekam, ermahnte er die Römer, einfach stille zu halten und sich in keine Schlacht mit einem Menschen einzulassen, der ein gerade zu diesem Zwecke durch so viele Kämpfe wohleingeschultes Heer besäße; sie sollten lediglich ihren Verbündeten Hilfstruppen schicken, die Städte fest in der Hand behalten und Hannibals errungene Höhe in sich selbst allmälig zusammensinken lassen, — wie eine auflodernde Flamme, die keine große, nachhaltige Kraft besitze.

3. Allein alle Gründe vermochten nichts über Flaminius, welcher erklärte: „er werde es nicht dulden, daß der Krieg bis in die Nähe von Rom vorschreite, und wolle nicht, wie der alte Camillus, den entscheidenden Kampf um die Stadt in der Stadt ausfechten.“ Er gab den Kriegstribunen Befehl, mit der Armee auszurücken; während er selbst aber sich auf's Pferd schwingen wollte, wurde dieses ohne sichtbare Veranlassung unvermuthet scheu und schreckte zusammen, so daß er herunterfiel und dabei auf den Kopf stürzte. Dennoch änderte er seine Gesinnungen nicht im mindesten, sondern gemäß der festen Absicht, die er von Anfang gehegt hatte, dem Hannibal an dem sogenannten trasimenischen See entgegenzurücken, stellte er dort sein Heer in Schlachtordnung auf. Als die Soldaten in's Handgemenge gerathen waren, — in dem Augenblick des Beginns der Schlacht — trat ein Erdbeben ein, durch welches ganze Städte einstürzten, reißende Ströme aus ihrem gewohnten Bette traten und unten an steilen Berghöhen sich Erdrisse bildeten. Allein, so gewaltig die Wirkungen dieses schrecklichen Ereignisses waren, — von den Kämpfenden merkte Keiner auch nur das Geringste. Flaminius selbst verrichtete manche That der Kühnheit wie der Kraft, — da fiel er und rings um ihn die Tapfersten. Unter den Andern, welche die Flucht ergriffen, wurde ein gräßliches Blutbad angerichtet. Fünfzehntausend wurden niedergemetzelt und eine gleich große Anzahl zu Gefangenen gemacht. Den Leichnam

des Flaminius beabsichtigte Hannibal, der eine Ehre darein setzte, wegen seiner bewiesenen Tapferkeit völlig standesgemäß zu bestatten, allein er fand ihn nicht unter den Todten; überhaupt wußte man lediglich nicht, wie er verschwunden war. Bei der ersten Niederlage am Trebia nun hatte weder der Bericht erstattende Feldherr, noch der abgesandte Bote die rechte Wahrheit gesagt, sondern fälschlich angegeben, daß der Sieg von ihnen zu beanspruchen und jedenfalls zweifelhaft sei; als jedoch der Prätor Pomponius jetzt auch von dieser zweiten hörte, berief er unverzüglich das Volk zu einer Versammlung und sprach es bei seinem Auftreten ohne Umschweif oder Täuschung aus: „wir sind besiegt, Römer, — besiegt in einer großen Schlacht, das Heer ist vernichtet, der Consul Flaminius ist umgekommen. Auf! denkt an die eigene Rettung und Sicherheit!“ Dieses Wort fuhr unter die Menge, wie ein Sturm in's Meer, und brachte eine solche Verwirrung in der Stadt hervor, daß bei der Größe der herrschenden Bestürzung kein klarer Gedanke sich bilden oder behaupten konnte. Doch vereinigten sich Alle auf die Eine Ansicht, daß die Lage eine unverantwortliche Alleinherrschaft verlange, welche man Diktatur nennt, und einen Mann, der diese Diktatur ohne Furcht und Weichlichkeit zu handhaben wisse. Und dieß könne nur Einer sein, — Fabius Maximus, dessen Geist und wundervoller Charakter der Höhe seines Amtes gleichstehe, wie er denn auch gerade die Altersstufe einnehme, auf welcher der Körper mit seiner Kraft noch für die Entschließungen der Seele völlig ausreiche und der Muth mit Besonnenheit auf's innigste gepaart sei.

4. Als dieses allgemeinen Anklang fand, wurde Fabius zum Diktator ernannt und ernannte seinerseits den Marcus Minucius zum sogenannten „Reitergeneral.“ Vor allem erbat er sich nun von dem Senat die Erlaubniß, sich auf seinen militärischen Märschen eines Pferdes bedienen zu dürfen. Denn dieß war nicht gestattet, sondern sogar ausdrücklich verboten — eben nach einem alten Gesetz, vielleicht weil man die Hauptstärke in dem Fußvolk zu finden glaubte und deßwegen die Ansicht hatte, daß der Feldherr bei der Infanterie bleiben und diese niemals verlassen solle; — vielleicht auch, weil die fragliche Machtstellung in allem Andern ein despotisches, überragendes Element besitzt und man daher wünschte, daß der Diktator wenigstens in diesem

Einen Punkte entschieden unter dem Volke stehen müsse. Indessen wollte auch Fabius selbst unverzüglich die Größe und volle Bedeutung seines hohen Amtes zu erkennen geben, um einen strengeren Gehorsam, eine gefügigere Lenksamkeit bei den Bürgern hervorzurufen. Deßwegen trat er niemals anders auf, als mit seinen vereinigten 24 Liktoren, und als ihm der andere Consul begegnete, schickte er seinen Diener und befahl, die Liktoren zu entfernen, die Insignien des Amtes abzulegen und vor ihm als gewöhnlicher Bürger zu erscheinen. Nach diesem machte er den schönsten Anfang — mit der Religion. Er belehrte das Volk, daß es durch die Geringschätzung und Gleichgültigkeit des Feldherrn gegen die himmlischen Mächte, nicht durch das feige Benehmen der Kämpfer, in's Unglück gerathen sei, und forderte es daher auf, sich vor den Feinden nicht zu fürchten, sondern die Götter wieder gnädig zu stimmen und hoch zu ehren. Hiedurch erweckte er keinen Aberglauben, sondern ermuthigte die Tapferkeit durch Frömmigkeit und wußte durch die Hoffnung auf das, was von den Göttern kommen sollte, den Seinigen alle Furcht vor den Feinden zu benehmen und zu mildern. Auch schlug man damals in vielen der geheimnißvollen, für die Römer so werthvollen Bücher nach, welche man die Sibyllinischen nennt, und es sollen mehrere der darin niedergelegten Orakelsprüche auf die Geschicke und Handlungen der damaligen Zeit vollständig gepaßt haben. Was man daraus ersah, durfte freilich kein anderer Mensch erfahren. Indessen trat der Diktator vor dem gesammten Volke auf und gelobte den Göttern den Nachwuchs des Jahres an Ziegen, Schweinen, Schafen und Rindern, soweit Italiens Berge, Ebenen, Flüsse und Wiesen ihn auf den kommenden Frühling hervorbringen würden, insgesammt zu opfern, auch musikalische und theatralische Spiele abzuhalten mit einem Aufwand von 333 Tausend Sestertien, 333 Denarien, wozu noch ein weiteres Drittel kam. Diese Summe beträgt im Ganzen 83,583 Drachmen und zwei Obolen. Ein sicherer Grund für die genaue Berechnung und Eintheilung gerade dieser hiefür verwendeten Anzahl läßt sich schwer angeben; man müßte denn nur die in der Dreiheit liegende Kraft zu preisen Lust haben, weil sie — nach ihrer Natur vollkommen, und die erste unter den Tugenden, auch der Anfang der Vielheit, — in sich die ersten Differenzen und

die Elemente jeder weiteren Zahl harmonisch in sich vereinigt und zusammenfaßt.

5. Indem nun Fabius den Gedanken der Menge ihre Richtung nach Oben gab, erfüllte er sie zugleich mit fröhlicheren Erwartungen für die Zukunft. Bei ihm selbst beruhten alle Hoffnungen des Sieges auf seiner eigenen Person. Er war überzeugt, daß auch der Himmel jeden glücklichen Erfolg nur durch das Mittel von Tapferkeit und Verstand den Menschen verleihe. So rückte er nun gegen Hannibal aus, nicht um eine Entscheidungsschlacht zu liefern, sondern mit dem Entschlusse, dessen aufloderndes Feuer durch die Zeit, dessen Mangel durch Ueberfluß an Geldmitteln und endlich dessen beschränkte Anzahl an Truppen durch Massenhaftigkeit aufzureiben und zu erschöpfen. Deßwegen blieb er immer droben und hielt sich, um vor der feindlichen Reiterei sicher zu sein, mit seinem Lager hoch in gebirgigem Terrain. Blieb Hannibal liegen, so ruhte er gleichfalls; machte Hannibal eine Bewegung, so zog er sich an den Anhöhen im Kreise herum und zeigte sich nur in einer Entfernung, die groß genug war, um nicht gegen seinen Willen zum Kampfe gezwungen zu werden und doch gerade durch sein Zaudern dem Feinde die Besorgniß vor einem Angriff einzuflößen. Weil er nun in solcher Weise die Zeit verstreichen ließ, wurde er von Allen verachtet; selbst im eigenen Lager mußte er üble Nachreden über sich ergehen lassen; insbesondere aber galt er in den Augen der Feinde als ein „Mensch ohne Muth, der nichts sei!“ — nur nicht in den Augen Hannibals. Dieser war der Einzige, welcher die Tüchtigkeit und die Art, wornach Fabius den Krieg zu führen beschlossen hatte, verstand und deutlich einsah, daß man ihn mit aller List und Gewalt zu einer Schlacht bewegen müsse, wenn nicht die Sache Karthago's verloren sein sollte; denn von dem, worin sie überlegen waren, den Waffen, konnten sie keine Anwendung machen; worin sie aber zurückstanden, d. h. Menschen und Geld, das minderte sich immer mehr und wurde aufgebraucht bis auf den Punkt des Nichts. Deßwegen unternahm und versuchte er jede Art von strategischen Listen und Kunstgriffen, indem er, wie ein tüchtiger Athlet, nur einmal den Gegner zu packen suchte. Er machte einen Anlauf gegen Fabius, beunruhigte ihn, zog ihn in vielfachen Richtungen herum, um ihn von dem zu seiner Sicherheit gefaßten Plane abzubringen. Allein für Fabius beruhten

seine Entschlüsse auf der Ueberzeugung von ihrer Nützlichkeit; sie blieben also fest und unveränderlich in sich selber bestehen. Verdruß machte ihm nur sein Reitergeneral Minucius, der gerne zur höchsten Unzeit — eine Schlacht geliefert hätte, unsinnigen Muthes war und das Heer aufwiegelte, welches von ihm mit rasender Leidenschaft und eiteln Hoffnungen erfüllt war. Die Soldaten äußerten ihren Spott und ihre Verachtung gegen Fabius, indem sie ihn „Hannibals Hofmeister“ nannten; dagegen in Minucius erblickten sie einen großen Mann, einen Feldherrn, der Roms würdig sei. Hiedurch wurde Flaminius noch mehr in ein hohes, keckes Selbstbewußtsein hineingetrieben und verhöhnte das ewige Lagern auf den Anhöhen. „Der Diktator (sagte er) schaffe ihnen doch immer einen recht schönen Zuschauerplatz, um zuzusehen, wie Italien mit Feuer und Schwert verheert werde!“ Er richtete sogar an die Freunde des Fabius die Frage, „ob er vielleicht die Armee hoch in den Himmel hinauf heben wolle, nachdem er auf die Erde verzichtet, oder ob er sich hinter Wolken und Nebel verstecke, um den Feinden zu entlaufen?“ Fabius erfuhr diese Aeußerungen von seinen Freunden, und als diese ihm zusprachen, seinem schlechten Renommée durch eine kühne That ein Ende zu machen, erwiderte er: „ja dann würde ich freilich noch feiger sein, als man jetzt von mir glaubt, wenn ich mich vor Spötteleien und Tadelworten fürchtete und deßhalb aus meinen wohlüberlegten Planen herausplumpte! Indessen — Furcht um das Vaterland ist keine Schande! Aber vor den Meinungen der Leute, vor ihren Verleumdungen und Schimpfereien erschrecken, — das kann blos ein Mann, der einer so hohen Stellung nicht würdig ist, sondern zum Sklaven wird, und zwar von Menschen, über die er gebieten und die er als Herr behandeln soll, wenn ihre Gesinnungen schlecht sind.“

6. Bald darauf beging Hannibal einen großen Fehler. Er wünschte, seine Armee in größere Entfernung von Fabius wegzubringen und in ein Terrain zu gelangen, das ihm die nöthige Fouragirung bot. Daher ertheilte er nach einem Abendessen seinen Wegweisern den Befehl, ihn unverzüglich nach Casinum zu führen. Diese verstanden aber das Wort nicht genau, wegen seiner fremdländischen Aussprache, und brachten die Armee schleunigst an die Grenzen von Campanien, nach der Stadt Casilinum, welche der Fluß Lotronus, bei

den Römern „Vulturnus“ genannt, mit seinen Wellen in der Mitte durchschneidet. Die Gegend ist größtentheils von Bergen umkränzt; nur gegen das Meer öffnet sich ein schluchtenartiges Thal, wohin beim Austreten des Flusses die Sümpfe ihren Ausweg nehmen, hohe Sandhügel sich bilden und zuletzt in einen von den Wellen heimgesuchten, zum Ankern ungeeigneten Strand auslaufen. Als Hannibal in diese Niederungen einrückte, zog sich Fabius bei seiner Kenntniß der Wege oben herum und versperrte den Durchmarsch durch die Aufstellung von viertausend Schwerbewaffneten. Sein übriges Heer ließ er auf den anderen Anhöhen an trefflichem Orte lagern, griff die feindliche Nachhut mit seinen gewandtesten und flinksten Truppen an, brachte dadurch die ganze Armee in völlige Unordnung und vernichtete gegen achthundert Mann. In Folge davon wünschte Hannibal sein Heer wieder hinwegzuführen, und da er den hinsichtlich des Ortes gemachten Fehler, sowie die vorhandene Gefahr bemerkte, so ließ er seine Wegführer kreuzigen; aber an der Ueberwältigung der Feinde und einem Angriff auf dieselben, so lange sie Herrn von den hervorragenden Punkten waren, verzweifelte er völlig. Schon waren alle Truppen in einer höchst mißmuthigen, angstvollen Stimmung und glaubten sich so vollständig eingeschlossen, daß keine Möglichkeit mehr vorhanden wäre, aus dieser Noth zu entrinnen. Da beschloß Hannibal, den Feind durch eine Täuschung zu überlisten. Sie bestand in Folgendem: Er befahl von der an Vieh gemachten Beute etwa zweitausend Rinder zusammen zu bringen, an jedes Horn eine Fackel oder ein Bündel von trockenem Reißig, oder Aesten anzubinden, diese sodann Nachts, sobald man das Zeichen gebe, anzuzünden und die Thiere nach den Anhöhen zu treiben, — da wo die Päße und feindlichen Wachposten sich befänden. Während nun die beauftragten Leute hiezu die nöthigen Voranstalten trafen, ließ er selbst zugleich das ganze Heer aufbrechen und zog mit demselben, als bereits die Finsterniß einbrach, langsam vorwärts. So lange nun das Feuer noch klein war und nur das Holz allmälig verzehrte, gingen die Rinder, die man nach den Anhöhen trieb, in aller Ruhe weiter und die Hirten aller Art schauten mit Erstaunen von ihren Hügeln herunter die leuchtenden Flammen an der Spitze der Hörner, indem sie die ganze Armee in Einem prachtvollen Aufzug bei glänzender Fackelbeleuchtung anmarschiren zu sehen meinten. Aber jetzt brannte das Horn

bis auf die Wurzel herab und die Empfindung hievon ging auf die fleischigen Theile über. Die Thiere rannten vor Schmerz auseinander, schüttelten wild die Köpfe und steckten dadurch einander erst recht vollständig in Flammen. Jetzt konnten sie nicht mehr in der Ordnung des Zuges bleiben, sondern wüthend vor Angst und Qual liefen sie über die Berge dahin, brannten am Ende des Schwanzes und an der Stirne, und zündeten noch eine Menge Strauchwerk an, durch welches sie zu entrinnen suchten. Es war ein furchtbares Schauspiel für die Römer, welche die Anhöhen zu bewachen hatten. Denn die Flammen sahen gerade wie Fackeln aus, die von Menschen in eiligem Laufe hin- und hergetragen werden, und es entstand daher unter ihnen ein großer Tumult und bedeutende Angst, weil sie fest glaubten, daß von allen Seiten feindliche Schaaren auf sie eindringen und die Umzingelung eine vollständige sei. Deßwegen wagten sie nicht, auf ihrem Posten zu bleiben, sondern zogen sich zu dem größeren Lager zurück, indem sie die Engpässe preisgaben. Und in dem gleichen Augenblicke rückten Hannibals Leichtbewaffnete an und besetzten die Höhen; die ganze übrige Armee konnte nun in aller Sicherheit herbeirücken, indem sie eine schwere Masse von Beute hinter sich herschleppte.

7. Dem Fabius glückte es, noch in der Nacht die List zu merken; denn einige zerstreute, flüchtige Rinder fielen den Römern in die Hände; allein aus Furcht vor einem nächtlichen Hinterhalt machte er keine Bewegung und ließ nur die Truppen unter den Waffen stehen. Mit Tagesanbruch jagte er dem Feinde nach und erreichte dessen Nachhut; es entstand ein Gefecht in dem mißlichen Terrain mit großer Verwirrung, bis von Hannibal endlich tüchtige Bergsteiger aus Spanien, gewandte, schnellfüßige Leute von dem Vorderzuge hergeschickt wurden, die nun auf die schwerfälligen römischen Hopliten einstürmten und eine bedeutende Anzahl derselben vernichteten, so daß Fabius wieder umkehrte. Und jetzt erst mußte Fabius Schimpf und Verachtung in vollstem Maße über sich ergehen lassen. Er hatte die Kühnheit in den Waffen aufgegeben, um den Hannibal durch Ueberlegung und Vorsicht zu besiegen; jetzt erschien er eben in diesen Stücken selbst überwunden und vollständig überlistet. Aber Hannibal wollte die Erbitterung der Römer gegen ihn noch heftiger anfachen. Als er daher in die Nähe von Fabius' Landgütern kam, gab er Befehl, alles Andere mit Feuer

und Schwert zu verheeren, während er zugleich ausdrücklich verbot, jene Güter zu berühren. Ja er stellte sogar eine Wache daselbst auf, welche nicht duldete, daß man das Geringste dort beschädigte oder wegnahm. Als dieß in Rom bekannt wurde, gerieth Fabius auch dadurch noch in übleren Leumund. Namentlich donnerten die Tribunen in der Volksversammlung über ihn los, die hauptsächlich von Metilius hiezu angeleitet und verhetzt waren, — nicht gerade aus feindseligen Gesinnungen gegen Fabius; aber als naher Verwandter des Reitergenerals Minucius meinte er eben, in jeder Verleumdung des Einen liege eine Ehre, ein Ruhm für den Andern. Aber auch in dem Senat hatte die Erbitterung gegen ihn einen hohen Grad erreicht, sofern man seine Uebereinkunft mit Hannibal in Betreff der Gefangenen höchlich mißbilligte. Sie hatten sich nämlich dahin verständigt, daß von den Kriegsgefangenen immer Mann gegen Mann sollte freigegeben werden; fanden sich auf der einen Seite noch mehr, so seien für jeden einzelnen Mann, den Einer bekomme, 250 Drachmen zu bezahlen. Als man nun die Auswechslung je Eines gegen Einen vornahm, ergaben sich noch 240 weitere Römer bei Hannibal. Für diese beschloß der Senat kein Lösegeld zu senden und machte noch überdieß dem Fabius Vorwürfe darüber, daß er in unangemessener, unvortheilhafter Weise solche Leute wieder heimbringen wolle, die aus Feigheit ein Fang der Feinde geworden. Als Fabius diese Dinge hörte, trug er den Ingrimm seiner Mitbürger gelassen. Da er jedoch kein Geld hatte, andrerseits den Gedanken, gegen Hannibal gelogen und seine Mitbürger im Stiche gelassen zu haben, unerträglich fand, so schickte er seinen Sohn nach Rom, mit dem bestimmtesten Auftrag, seine Güter zu verkaufen und den Erlös unverzüglich zu ihm in das Lager zu bringen. Der junge Mann gab also die Grundstücke käuflich ab, um sodann schleunigst zurückzukehren. Hierauf übersandte Fabius das Lösegeld an Hannibal und erhielt dafür die Gefangenen freigegeben. Viele von ihnen wollten ihm späterhin den Betrag wieder ersetzen; allein er nahm es von Keinem an, sondern erließ es vielmehr Allen.

8. Bald darauf berief ihn die Priesterschaft nach Rom zu einigen Opferfeierlichkeiten. Er übergab also dem Minucius die Armee, nachdem er ihm nicht nur in seiner Eigenschaft als Diktator befohlen, sondern auch noch unter vielen Vorstellungen und dringenden Bitten

gerathen hatte, keine Schlacht zu liefern und sich überhaupt mit den Feinden gar nicht einzulassen. Allein, ohne sich im Mindesten darum zu kümmern, griff Minucius unverzüglich die Feinde an. Und als er einmal beobachtete, daß Hannibal das Gros seiner Armee auf Fouragirung abgeschickt hatte, fiel er über den zurückgebliebenen Theil her, warf ihn ungestümm hinter seine Verschanzungen zurück, vernichtete eine bedeutende Anzahl und flößte allen die Besorgniß ein, von ihm blokirt zu werden. Zwar sammelte sich Hannibals Armee wieder allmälig in ihrem Lager; aber Minucius konnte sich doch in aller Sicherheit zurückziehen, nachdem er sich selbst mit unermeßlichem Hochmuth, seine Soldatenhorden mit Tollkühnheit angefüllt hatte. Schnell drang nun die Nachricht — mit bedeutenden Uebertreibungen — nach Rom. Fabius, der gleichfalls davon hörte, sprach sich dahin aus, daß er für Minucius' Glück jetzt noch mehr fürchte. Dagegen fühlte sich das Volk sehr gehoben und lief in hellem Jubel auf das Forum, wo der Tribun Metilius die Rednerbühne bestieg, um den Minucius als großen Mann zu feiern, dagegen dem Fabius die stärksten Vorwürfe zu machen — nicht wegen Feigheit und Muthlosigkeit, sondern bereits wegen Verrätherei! Zugleich beschuldigte er auch noch manche andere einflußreiche Männer ersten Rangs, daß sie von Anfang an den Krieg herbeigezogen hätten, um die Demokratie zu stürzen und die Stadt wieder unter eine unverantwortliche Monarchie zu bringen, welche durch ihr zögerndes Handeln dem Hannibal die Möglichkeit, sich festzusetzen, sowie die nöthige Zeit gewähre, damit abermals aus Afrika noch ein zweites Heer sich an ihn, den Beherrscher Italiens, anschließen könne.

9. Nun trat Fabius auf, jedoch ohne irgend eine Vertheidigung gegen den Tribun zu beabsichtigen. Er äußerte nur, daß die Opfer und heiligen Gebräuche möglichst schnell vollzogen werden sollten, so daß er wieder zur Armee abgehen könne, um den Minucius zur Verantwortung zu ziehen — dafür, daß derselbe wider sein ausdrückliches Verbot die Feinde angegriffen habe. Jetzt brach ein wilder Sturm unter dem Volke aus, das den Minucius in Gefahr glaubte. Denn ein Diktator hat die Befugniß, sogar schon vor einer gerichtlichen Untersuchung einsperren und hinrichten zu lassen. Auch hielt man die Wuth des Fabius, die erst nach so langer Geduld in Bewegung ge-

kommen war, ebendeßhalb für eine schwere, unerbittliche. Deßwegen verhielten sich jetzt aus Aengstlichkeit die Andern ruhig; den Metilius dagegen ließ seine Stellung als Volkstribun nichts befürchten. Denn dieß ist das einzige Amt, welches durch die Wahl eines Diktators seine Bedeutung nicht verliert, sondern bestehen bleibt, während alle anderen aufgehoben sind. Metilius lag also dem Volke hart an mit Bitten, den Minucius nicht preiszugeben und nicht zu dulden, daß es ihm ergehe, wie einst Manlius Torquatus' Sohne durch seinen eigenen Vater. Trotz der glänzendsten Tapferkeit und ehrenvollen Bekränzung sei ihm der Kopf abgeschlagen worden. Man solle dem Fabius seine Despotengewalt abnehmen und dem, der retten könne und retten wolle, die Führung übertragen! Durch solche Reden aufgeregt, wagten die Menschen doch nicht, den Fabius zur Niederlegung seiner alleinigen Herrschergewalt zu zwingen, so sehr derselbe in Mißkredit stand. Dagegen beschloß man, daß Minucius ihm hinsichtlich des Commandos gleichgestellt werden und also die Kriegsangelegenheiten mit derselben Vollmacht, wie der Diktator, besorgen solle. Es war dieß eine Einrichtung, die früher niemals vorkam, wohl aber einige Zeit später, nach der unglücklichen Schlacht bei Kannä, sich wiederholte. Damals war Marcus Junius Diktator über die Armeen, und da man in der Stadt den Senat wieder vollzählig machen mußte, weil viele Mitglieder desselben in der Schlacht geblieben waren, so ernannte man noch einen zweiten Diktator, Fabius Buteo. Sobald übrigens der Letztere aufgetreten war, um die Wahl der betreffenden Männer zur Wiederergänzung des Senats vorzunehmen, entließ er seine Liktoren noch an dem gleichen Tage und entzog sich jeder Ehrenbegleitung. Indem er sich rasch unter das dichteste Volksgewühl hineinwarf, betrieb er augenblicklich wieder irgend eine Privatsache und verkehrte dabei auf dem Forum, wie ein gewöhnlicher Bürger.

10. Durch die Ernennung des Minucius zu dem gleichen Wirkungskreise, wie ihn der Diktator besaß, glaubte man letzteren gelähmt und vollständig gedemüthigt; allein dieß war eine höchst unrichtige Beurtheilung des Mannes. Fabius sah in der Albernheit der Leute keineswegs ein eigenes Unglück. Er dachte, wie der weise Diogenes, der auf die Aeußerung eines Dritten: „Die lachen dich aus!“ die Antwort gab: „aber ich werde nicht ausgelacht“; denn ausgelacht

wurden nach seiner Meinung nur Solche, die sich hiefür empfänglich und empfindlich zeigten. Ebenso trug auch Fabius Alles, was geschah, soweit es ihn selbst betraf, ohne Schmerzgefühl, mit leichtem Muthe, — und lieferte dadurch einen Beweis für die Behauptung einiger Philosophen, daß der gute, rechtschaffene Mensch weder gelästert, noch beschimpft werden könne. Nur um des öffentlichen Wohles willen bekümmerte ihn die Kopflosigkeit der Masse, welche dem ungesunden Ehrgeiz eines Mannes nun die Möglichkeit zum Kampfe gegeben hätte. Und weil er besorgte, daß Minucius, von leerer Einbildung und Aufgeblasenheit völlig rasend geworden, in seiner Voreiligkeit irgend etwas Schlimmes anrichten könnte, so verließ er Rom in größter Verborgenheit. Bei seiner Ankunft im Lager fand er, daß Minucius nicht mehr zurückzuhalten war; derb und hochmüthig verlangte derselbe einen Wechsel in der Führung des Commandos. In diesen Vorschlag willigte Fabius nicht ein, sondern theilte lieber die Armee mit ihm, weil er es räthlicher fand, über einen Theil allein zu gebieten, als im Oberbefehl über das Ganze zu wechseln. Somit behielt er die erste und vierte Legion für sich, während er die zweite und dritte seinem Collegen überließ. In gleicher Weise wurden auch die Truppen der Bundesgenossen getheilt. Minucius brüstete sich hoch und war erfreut darüber, daß die Majestät der höchsten und bedeutendsten Würde durch ihn herabgedrückt und besudelt worden war. Doch gab ihm Fabius zu bedenken, „daß sein Kampf nicht dem Fabius, sondern, wenn er's vernünftig überlege, dem Hannibal gelte; wolle er aber auch mit seinem Amtsgenossen rivalisiren, so möge er dahin trachten, daß es nicht aussehe, als ob der hochgeehrte Gewinnende in diesem Streithandel gegen die Rettung und Sicherheit seiner Mitbürger gleichgiltiger gewesen sei, als der verlierende, bei ihnen tief verachtete Mann!“

11. Minucius hielt dieß für höhnisches Geschwätz eines alten Mannes und übernahm jetzt die abgesonderte Hälfte der Truppen, mit denen er ein eigenes, getrenntes Lager bezog. Und von Allem, was hier vorging, blieb dem Hannibal nichts unbekannt; denn dieser lauerte auf jede Kleinigkeit. Nun befand sich in der Mitte zwischen Beiden ein Hügel, der ohne Schwierigkeit besetzt werden konnte und sobald er besetzt war, dem Heer eine starke, für jeden Fall gesicherte Stellung darbot. Die umliegende Gegend schien, aus der Ferne ge-

sehen, flach und offen, wegen ihres Mangels an Gehölze; sie enthielt jedoch in ihrem Bereiche einige nicht bedeutende Gräben und Vertiefungen. Obwohl also eine heimliche Besetzung des Hügels auf das Leichteste zu bewerkstelligen war, hatte doch Hannibal keine Lust dazu, sondern ließ ihn in der Mitte stehen, als wahrscheinlichen Anlaß zu einer Schlacht. Jetzt, als er den Minucius von Fabius getrennt sah, legte er während der Nacht eine Anzahl Soldaten zerstreut in die verschiedenen Gräben und Vertiefungen; mit Tagesanbruch aber schickte er ganz offen eine kleine Abtheilung zur Besetzung des Hügels ab, um den Minucius zu einem Kampf um diesen Posten zu verleiten. Und dieß geschah denn auch. Zuerst sandte Minucius die leichten Truppen, sodann die Reiter; zuletzt, als er den Hannibal Denen auf der Anhöhe zu Hilfe kommen sah, rückte er mit seiner Gesammtmacht in voller Schlachtordnung daher. In dem hitzigen Kampfe, den er begann, wehrte er sich gegen die Schützen auf der Höhe durch unmittelbaren Angriff, wobei der Vortheil noch gleich blieb, bis Hannibal ihn völlig getäuscht sah und daher, weil Minucius dem Hinterhalte seinen Rücken preis gab, das Signal ertheilen ließ. Auf dieses kamen plötzlich an vielfachen Stellen Soldaten aus dem Boden hervor, rannten mit Geschrei heran und machten die Hintersten nieder, so daß die Römer von einer ganz unbeschreiblichen Verwirrung und Angst überfallen wurden. Minucius selbst war in seinem kecken Muthe völlig gebrochen. Er sah sich bald nach diesem, bald nach jenem seiner höheren Officiere um, von denen es jedoch keiner wagte, auf seinem Platze auszuharren. Sie rannten insgesammt in eiliger Flucht davon, die ihnen nicht einmal Rettung brachte. Denn bereits jagten die Numidier als Sieger auf der Ebene herum und machten jeden Zersprengten nieder.

12. Während jedoch die Römer sich in dieser großen Noth befanden, war ihre Gefahr von Fabius nicht unbemerkt geblieben. Dieser hatte, wie es scheint, das was kommen sollte, schon zum voraus angenommen. Deßwegen behielt er seine Truppen in Schlachtordnung unter den Waffen und dachte darauf, die eintretenden Ereignisse nicht erst durch Boten zu erfahren, sondern dadurch, daß er selbst vor seinem Lager die Recognoscirung vornahm. Als er nun das Heer allmälig umzingelt und in Verwirung gerathen sah, — als das Geschrei der

Soldaten, die nicht mehr Stand hielten, sondern bereits in voller Angst davonliefen, zu ihm herandrang, da schlug er sich schmerzvoll an die Hüfte und sagte mit einem lauten Seufzer zu den Anwesenden: „Gott, wie viel früher, als ich erwartete, wie viel später, als er selbst hineinrannte, hat sich Minucius jetzt ruinirt“! Zugleich befahl er in aller Schnelligkeit, die Fahnen voran, die Truppen hintennach, aus dem Lager zu rücken und rief: „Soldaten, denk' jetzt ein Jeder an Marcus Minucius und beeile sich! Er ist ein wackerer Mann und Patriot! Hat er im Eifer, den Feind hinauszutreiben, gefehlt, — wir wollen's ihm ein ander Mal vorhalten“! Gleich sein erstes Erscheinen warf und zersprengte die in der Ebene umherjagenden Numidier. Dann marschirte er an die eigentlichen Kämpfenden und die im Rücken der Römer befindlichen Feinde und tödtete Alles, was ihm im Wege stand. Die Uebrigen machten Rechtsum und flohen, ehe sie abgefangen wurden und in eine Lage geriethen, in welche sie selbst zuvor die Römer versetzt hatten. Als Hannibal den Umschlag bemerkte und den Fabius, kräftig über das Maß seines Alters, mitten durch die Kämpfenden hindurch zu Minucius den Hügel hinaufstürmen sah, gebot er der Schlacht ein Halt, ließ zum Rückzug blasen und führte die Karthager in ihr Lager zurück, während auch die Römer mit Freuden umkehrten. Bei seinem Abzug soll er gegen seine Freunde etwa folgende scherzhafte Aeußerung über Fabius gethan haben: „sagt' ich's euch nicht oftmals, daß diese Wolke, die auf den Bergen saß, einmal mit Sturm und Ungewitter losplatzen wird?“

13. Nach Beendigung des Treffens ließ Fabius allen gebliebenen Feinden die Rüstung abziehen und zog sich dann zurück, ohne über seinen Collegen auch nur ein Wort des Hochmuths oder Aergers fallen zu lassen. Dagegen ließ Minucius seine Armee zusammentreten und sprach: „Kameraden, in wichtigen Angelegenheiten gar keinen Fehler zu machen, geht über die Kraft eines Menschen; aber nach einem Fehler seine Unfälle sich zur Belehrung dienen zu lassen für die Zukunft, darin zeigt sich der brave, verständige Mann. Ich bekenne nun, daß ich mein Schicksal zwar im Kleinen tadeln muß, aber im Größeren nur loben kann. Was ich so lange Zeit nicht begriff, habe ich heute gelernt in wenigen Stunden. Ich weiß jetzt, daß ich nicht befähigt bin, Andere zu befehligen, sondern selbst den Befehl eines Andern

nöthig habe, auch wenn der Ehrgeiz mich treibt, über Männer zu siegen, denen zu unterliegen ruhmvoller ist. Für euch ist der Diktator der Befehlshaber in allem Andern; nur im Danke gegen ihn will ich selbst euch vorangehen und der Erste sein, der sich gehorsam und unterwürfig gegen seine Gebote zeigt". Nach diesen Worten ließ er abmarschiren, die Adler an der Spitze, und zog nach dem Lager des Fabius. Dort angekommen, schritt er gerade nach dem Feldherrnzelt, so daß sich Jedermann verwunderte und die Sache räthselhaft fand. Und als Fabius nun hervortrat, ließ er vor ihm die Fahnen senken und nannte ihn selbst mit lauter Stimme seinen Vater, während seine Soldaten die des Fabius als Patrone begrüßten, — ein Wort, womit der Freigelassene seinen früheren Herrn bezeichnet. Sobald die nöthige Ruhe eintrat, begann Minucius zu sprechen. „Zwei Siege, sagte er, — zwei Siege, Diktator, hast du an dem heutigen Tage errungen, — durch Tapferkeit über Hannibal, durch Besonnenheit und Edelmuth über deinen Mitgeneral. Durch den ersten hast du uns gerettet, durch den andern uns belehrt. Die Niederlage vom Feinde, war für uns schimpflich, die von dir war schön und hat uns vom Verderben erlöst. Meinen wackeren Vater nenn' ich dich, weil ich keinen ehrenvolleren Namen kenne; denn die Liebe, die mir jetzt von dir erwiesen ward, ist größer noch, als eines Vaters Liebe. Meinem Vater verdanke nur ich allein das Leben; aber gerettet ward ich von dir mit so vielen Andern"! Nach diesen Worten umarmte er den Fabius auf's Herzlichste. Das Gleiche konnte man auch die Soldaten thun sehn; denn sie umschlangen und küßten einander, so daß das Lager voll war von Jubel und Freudenthränen.

14. Bald darauf legte Fabius sein Amt nieder und es wurden wieder Consuln ernannt. Die ersten von diesen hielten sich streng an das System der Kriegführung, welches er festgestellt hatte. Sie mieden es, dem Hannibal eine förmliche Schlacht zu liefern, wogegen sie stets den Bundesgenossen zu Hilfe eilten und jeden Abfall verhinderten. Als jedoch Terentius Varro in das Consulat vorrückte, — ein Mann, der von niederer Familie herstammte, sich aber durch sein Jagen nach Volksgunst und sein übereiltes Wesen hervorgethan hatte, so ließ sich mit Bestimmtheit annehmen, daß er bei seiner Unerfahrenheit und Tollkühnheit bald alles auf's Spiel setzen werde. Er schrie in den

Volksversammlungen laut: „der Krieg werde nicht aufhören, solange Rom noch Fabier als Feldherrn verwende; er werde den Feind am nämlichen Tage schlagen, an dem er ihn zu Gesicht bekomme". Zugleich mit diesen Aeußerungen sammelte und warb er eine Armee von so bedeutender Größe, wie sie die Römer noch zu keinem früheren Kriege verwendet hatten. Dieselbe zählte 88,000 sog. Combattanten, — ein Umstand, der eben dem Fabius und allen vernünftigen Römern große Besorgniß einflößte; denn sie vermochten keine Erholung mehr für die Stadt zu hoffen, wenn man mit einer solchen Mannschaft Unglück hatte. Deßwegen suchte Fabius auch des Terentius' Collegen, Aemilius Paulus, einen Mann, der viele Feldzüge mitgemacht hatte, aber bei dem Volke nicht beliebt und wegen einer ihm zu Theil gewordenen Verurtheilung zu einer Geldstrafe in den Staatsschatz überdieß schüchtern war, zu ermuntern und zu ermuthigen, daß er dem Wahnsinn des Andern Einhalt thun sollte. Er stellte ihm vor, daß der Kampf für das Vaterland bei ihm weniger gegen Hannibal, als gegen Terentius, zu führen sei. Der Eine wünsche eine baldige Schlacht, weil er seine Stärke nicht kenne, der Andere, weil er seine Schwäche kenne". Ich, — sagte er, — ich, mein lieber Paulus, kann größeren Glauben beanspruchen, als Terentius, wenn ich über Hannibals Lage entschieden behaupte, daß dieser Mann, wenn sich in diesem Jahre Niemand mit ihm in eine Schlacht einläßt, entweder zu Grunde gehen muß, sofern er bleibt, oder durch eine Flucht sich entfernen muß. Jetzt scheint er freilich noch Sieger und Herr zu sein; aber von seinen Feinden hat sich ihm Niemand angeschlossen und von seinen Truppen aus der Heimath ist entschieden nicht einmal der dritte Theil mehr übrig". Hierauf soll Paulus ihm erwidert haben: „wenn ich nur auf meine eigene Lage blicke, Fabius, so wäre es für mich besser, unter die Speere der Feinde zu fallen, als nochmals unter die Stimmzettel meiner Mitbürger. Wenn es aber so steht mit der Sache unseres Volks, so versuch' ich lieber, in deinen Augen ein tüchtiger Feldherr zu sein, als in den Augen aller Andern, die mich zum Gegentheil drängen". Mit solchen Vorsätzen zog Paulus in den Kampf.

15. Aber Terentius warf sich auf das System eines täglichen Wechsels im Commando. Er schlug sein Lager in der Nähe Hannibals am Flusse Aufidus und in der Nähe des Dorfes Cannä auf und ließ

mit Tagesanbruch das Zeichen zur Schlacht geben; dies besteht in einem scharlachrothen Tuche, das über dem Feldherrnzelte ausgespannt wird. Auch die Karthager geriethen hiedurch anfänglich in große Bestürzung, als sie die Kühnheit des römischen Feldherrn und die Massen des feindlichen Heeres erblickten, während ihre eigene Anzahl nicht einmal die Hälfte betrug. Indessen gab Hannibal Befehl, unter die Waffen zu treten. Er selbst zu Pferde besichtigte mit wenigen Begleitern auf einem sanft ansteigenden Hügel die Feinde, die sich bereits in Schlachtordnung aufstellten. Als in seiner Umgebung ein Mann von gleich hohem Range, Namens Gisko, sich äußerte, daß er die Menge der Feinde ganz außerordentlich finde, runzelte Hannibal die Stirne und sagte: „Noch etwas Anderes, Gisko, ist Dir entgangen; das ist noch viel außerordentlicher.“ Auf die Frage Gisko's, was dies wäre? entgegnete Hannibal: „daß unter all diesen vielen Leuten kein Einziger ist, der Gisko heißt.“ Dieser Witz war so unerwartet, daß sofort ein allgemeines Gelächter ausbrach. Als sie von dem Hügel herunterritten, erzählten sie Jedem, der ihnen begegnete, den vorgekommenen Spaß, so daß das Gelächter sich immer weiter ausbreitete und Hannibals Umgebungen sich gar nicht mehr zu fassen vermochten. Die Karthager sahen dies und wurden dadurch voll fröhlichen Muthes, weil sie annahmen, daß nur bei völliger, gründlicher Verachtung des Feindes ihr Feldherr in der Nähe der Gefahr so lachen und Possen machen könne.

16. In der nun folgenden Schlacht bediente sich Hannibal einer mehrfachen Kriegslist. Die erste bezog sich auf die Oertlichkeit, sofern er es zu machen wußte, daß ihm der Wind im Rücken war. Wie ein heißer Glutorkan brach nämlich der Wind los, wirbelte auf der sandbedeckten offenen Ebene einen wilden Staub empor und trieb denselben über die Reihen der Karthager hinweg den Römern zu und diesen scharf in's Gesicht, so daß sie sich umkehren mußten und in Verwirrung geriethen. Die zweite List betraf die Schlachtordnung. Seinen kräftigsten, tapfersten Truppentheilen gab er ihre Aufstellung zu beiden Seiten des Centrums, während er das Centrum selbst mit den untauglichsten Leuten ausfüllte, um dasselbe, da es weit über die übrige Linie hervorragte, gleichsam als Keil zu benützen. Der Kern der Armee hatte den Befehl, sobald die Römer den genannten Punkt

durchbrochen hätten, sodann im Sturm gegen den weichenden Theil des Centrums, der nun eine Biegung nach innen machen würde, heranrückten und dann innerhalb der karthagischen Stellung befindlich wären: alsdann rasch auf beiden Seiten zu schwenken, dem Feind in die Flanken zu fallen und ihn durch Umwickelung auch im Rücken einzuschließen. Und diese Maßregel scheint das meiste Blut gekostet zu haben. Denn als das Centrum nachgab und die verfolgenden Römer in sich aufnahm, — als hierauf die Phalanx des Hannibal eine veränderte, halbmondartige Stellung annahm und die Commandeure der auserlesenen Truppen rasch durch eine Schwenkung nach Rechts, beziehungsweise Links, auf die unbedeckten Stellen eindrangen, konnten sie Alle, welche nicht zeitig genug der Umzingelung auszuweichen wußten und dadurch in die Mitte genommen waren, vollständig vernichten. Auch der römischen Reiterei soll hiebei ein sonderbarer Zufall begegnet sein. Paulus war von seinem, wahrscheinlich verwundeten Pferde abgeworfen worden und Einer nach dem Andern von seiner Umgebung ließ nun gleichfalls sein Pferd dahinten, um zu Fuße den Consul zu vertheidigen. Kaum hatten dies die Reiter gesehen, als sie, in der Meinung, hiemit einem gegebenen allgemeinen Befehl zu folgen, insgesammt absaßen und zu Fuße sich mit den Feinden herumschlugen. Bei diesem Anblick sagte Hannibal: „das ist mir lieber, als wenn sie mir gebunden ausgeliefert würden!“ — eine Aeußerung, die wir in den ausführlicheren Geschichtswerken aufgezeichnet finden. Von den Consuln selbst gelang es dem Varro, mit einer Handvoll Leute zu Pferd nach Venusia zu entkommen. Paulus — in dem Gewühl und Drang dieser Flucht, neben seinen ersten Wunden, am ganzen Leibe voll steckend von Geschossen und geistig von einem nicht minder großen Schmerzgefühle niedergedrückt, saß auf einem Stein und wartete auf einen Feind, der ihm vollends den Garaus machen sollte. Wegen der Masse von Blut, womit er am Kopf und im Gesicht bespritzt war, blieb er von den Allermeisten unerkannt; sogar seine Freunde und Diener liefen an ihm vorbei, ohne ihn zu erkennen. Nur bei Lentulus Cornelius, einem jungen Patricier, war dies nicht der Fall. Dieser sprang sogleich vom Pferde und führte es heran mit der Bitte, davon Gebrauch zu machen und sich selbst für seine Mitbürger zu retten, die jetzt eines tüchtigen

Führers so benöthigt wären, wie noch nie. Allein Paulus wies diese Bitte ab und zwang den jungen Mann, dem die Thränen herunter liefen, wieder aufzusitzen. Dann gab er ihm die Hand und richtete sich empor mit den Worten: „Lentulus, melde dem Fabius Maximus, und sei selbst mein Zeuge, daß Paulus Aemilius seinen Rathschlägen treu blieb bis an's Ende und daß er in Allem, was verabredet war, sein Wort gehalten; aber er unterlag — zuerst dem Varro und dann dem Hannibal!“ Mit diesem Auftrage entließ er den Lentulus und stürzte sich dann selbst in das Gemetzel hinein, wo er seinen Tod fand. Es sollen in der Schlacht bei Cannä 50,000 Römer gefallen, 4000 lebendig in Gefangenschaft gerathen sein. Diejenigen, welche noch nach der Schlacht in beiden Lagern gefangen wurden, betrugen gleichfalls nicht unter 10,000 Mann.

17. Bei einem so glänzenden Erfolge wurde Hannibal von seinen Freunden lebhaft aufgemuntert, sein Glück noch weiter zu verfolgen und zugleich mit der Flucht der Feinde in Rom einzudringen; „fünf Tage nach der gewonnenen Schlacht könne er auf dem Capitolium zu Abend speisen“. Hier ist es nun schwierig, zu sagen, welche Berechnung ihn auf einen solchen Rath nicht eingehen ließ. Es scheint eben mehr das Werk einer höheren Macht, eines Gottes, der ihm in den Weg trat, als sein eigenes Zaudern, seine eigene Verzagtheit bei dem gedachten Plan gewesen zu sein. Deßwegen soll auch der Karthager Barkas im Zorn zu ihm gesagt haben: „Du verstehst zu siegen; aber deinen Sieg zu benützen, das verstehst Du nicht.“ Indessen veränderte doch dieser Sieg Hannibals Lage vollständig. Vor der Schlacht besaß er keine Stadt, keinen Handelsplatz, keinen Hafen in Italien; nur mühsam und nothdürftig vermochte er die Bedürfnisse für seine Armee auf dem Wege des Raubs zusammenzubringen; er hatte keinen sicheren Grund als Basis für seine Kriegführung, sondern zog mit seinem Heere, wie mit einer großen Räuberbande, in Kreuz und Quer herum; aber jetzt unterwarf er sich mit einem Mal nahezu ganz Italien! Die meisten und größten Völkerschaften schlossen sich ihm freiwillig an, und selbst Capua, welches nach Rom die größte Bedeutung unter allen Städten hat, durfte er ohne Widerstand besetzen. Indessen braucht es nicht bloß bei Freunden — nach Euri-

pides' Ausdruck — ein schweres Unglück, um sie zu erproben, sondern auch bei einsichtsvollen Feldherren. Was man vor der Schlacht bei Fabius nur Feigheit und Mangel an Feuer genannt hatte, erschien nach der Schlacht alsbald als eine gewisse übermenschliche Berechnung, als ein höherer, göttlicher Grad von Einsicht, die schon aus einer so großen zeitlichen Entfernung die Dinge kommen sieht, welche man kaum glauben konnte, als man sie in Wirklichkeit erfahren mußte. Deßwegen vereinigten sich jetzt in Rom alle noch vorhandenen Hoffnungen in seiner Person und man nahm seine Zuflucht zu der Intelligenz dieses Mannes, wie zu einem Tempel und Altar. Daß man blieb, daß nicht Alles sich zerstreute, wie in den unglücklichen gallischen Kriegen, durfte man in erster Linie und im hauptsächlichsten Maße nur seinem Verstande zuschreiben. Denn der gleiche Mann, welcher in scheinbar ganz gefahrlosen Zeiten sich so vorsichtig und hoffnungsarm gezeigt hatte, ging jetzt, während Jedermann in unendliche Trauer und thatenlose Verwirrung versunken war, allein mit ruhigem Schritte, fester Miene, freundlichem Gruße durch die Straßen der Stadt, hemmte das Klaggeschrei der Weiber, ließ sich auf öffentlichen Plätzen keine Gruppen bilden von Leuten, die nur kamen, um mit einander zu jammern; er bewog den Senat, Sitzungen zu halten und sprach den höchsten Behörden Muth ein; denn nur in ihm lag die Kraft und Stärke jeder Behörde, die auf ihn ihre Blicke richtete.

18. Zunächst stellte er nun Posten an die Thore, um den hinausrennenden Pöbel, der die Stadt verlassen wollte, zurückzuweisen. Auch bestimmte er für die Trauer sowohl Ort, als Zeit. In jedem Hause sollte, wer überhaupt trauern wollte, dies nur dreißig Tage lang thun, nach deren Verlauf jede Aeußerung des Schmerzes aufzuhören und die Stadt von derlei Dingen wieder rein zu halten war. Da das Fest der Ceres in jene Tage fiel, so erschien es besser, überhaupt jedes Opfer, jeden feierlichen Aufzug völlig zu unterlassen, als daß die Größe des Unheils durch die kleine Anzahl und Niedergeschlagenheit der Zusammenkommenden erst recht an den Tag käme; denn die Gottheit freue sich nur über die Verehrung von glücklichen Menschen. Doch wurde Alles vollzogen, was die Wahrsager zur Versöhnung der Götter oder Ablenkung von bösen Zeichen anriethen. So

wurde ein Verwandter des Fabius — Pictor — zur Befragung des Orakels nach Delphi geschickt, und da man zwei vestalische Jungfrauen der Unzucht schuldig fand, die eine — nach herkömmlicher Sitte — lebendig begraben; die andere gab sich selbst den Tod. Am meisten Bewunderung verdient die Besonnenheit und nachsichtsvolle Güte der Stadt. Denn als der Consul Varro von seiner Flucht heimkehrte, gedemüthigt und niedergeschlagen, wie es nur ein Mensch sein kann, der die schmachvollsten, unglückseligsten Geschäfte gemacht hat, ging ihm Senat und Volk insgesammt zur Begrüßung entgegen. Die höchsten Behörden und ersten Mitglieder des Senats, wozu auch Fabius gehörte, sprachen, sobald die nöthige Ruhe eingetreten war, ihm ihre Anerkennung aus, daß er nach einem so großen Mißgeschick an dem Staate nicht verzweifelt habe, sondern hier erscheine, um als höchste Instanz die öffentlichen Angelegenheiten zu leiten, die Gesetze zu handhaben und mit den Bürgern so zu verkehren, daß er deren Rettung hiedurch als möglich anerkenne.

19. Als sie darauf erfuhren, daß Hannibal nach der Schlacht sich gegen das übrige Italien gewandt hätte, gewannen sie wieder Muth und schickten neue Feldherrn, neue Armeen aus. Unter diesen waren Fabius Maximus und Claudius Marcellus die hervorragendsten; bei fast völlig entgegengesetzten Grundsätzen, wornach sie handelten, war ihre Bewunderung die gleiche. Der Letztere (wie in seiner Lebensbeschreibung näher berichtet ist) besaß Thatkraft und trotzigen Muth in glänzendem Maße. Er war ein Mann, der auch persönlich dreinzuschlagen vermochte, — nach seiner ganzen Natur ein Mann von der Art, wie sie Homer gerne „kriegliebende, kampflustige" nennt. Und in dieser waghalsigen, verwegenen Art, die der Keckheit eines Hannibal die gleiche Keckheit entgegensetzte, eröffnete er auch sogleich den Kampf bei verschiedenen Gelegenheiten. Fabius dagegen blieb fest bei seinen ersten Berechnungen. Er hoffte, daß Hannibal, auch ohne daß ihn ein Mensch angriffe oder reizte, sich selber schaden und hinsichtlich des Krieges aufreiben werde, indem er, wie ein Athlet bei einer durch seine Strapazen herbeigeführten Ueberspannung der Körperkraft, in kürzester Zeit seine ganze Stärke verlieren müsse. Deßwegen hieß — nach Posidonius — der Eine bei den Römern ihr „Schild", Marcellus

ihr „Schwert“ und durch die enge Verbindung, in welche die Festigkeit und Sicherheit eines Fabius mit der gewohnten Art des Marcellus trat, wurde Rom gerettet. Der Letztere glich einem reißenden Strome, der in zahlreichen Begegnungen Hannibals Macht bis zum Brechen erschütterte; Fabius dagegen unterwühlte ihn allmälig unter dem Boden, ganz geräuschlos, aber fort und fort, bis der Fall nahe war und ihm unvermerkt die Mittel ausgingen; ja zuletzt gerieth Hannibal in eine solche Noth und Verlegenheit, daß Hannibal gegenüber von Marcellus im Kampfe ermattete und den Fabius fürchtete, weil dieser nicht kämpfte. Denn, sozusagen, die meiste Zeit mußte er nur gegen diese Krieg führen, weil sie immer wieder zu Prätoren, Proconsuln oder Consuln gewählt wurden; beide bekleideten fünfmal das Consulat; aber während er den Marcellus in dessen fünftem Consulat in einen Hinterhalt lockte, wo er umkam, richtete er gegen Fabius mit allen Täuschungen und Versuchungen, in die er ihn oftmals führte, lediglich nichts aus. Nur ein einziges Mal hätte er ihn nahezu überlistet und in Schaden gebracht. Er schickte an Fabius einen erdichteten Brief, angeblich von der einflußreichen vornehmen Partei in Metapontum, des Inhalts, daß die Stadt ihm sollte übergeben werden, sobald er anrücke, und daß die Betheiligten bei diesem Plane nur seine Ankunft und Erscheinung in der Nähe abwarteten. Dieses Schreiben brachte bei Fabius die beabsichtigte Wirkung hervor. Er nahm einen Theil seines Heeres und war im Begriff, während der Nacht aufzubrechen. Dann aber, als die Augurien sich ungünstig zeigten, stand er von seinem Vorhaben ab und bald darauf fand sich's, daß das Schreiben an ihn listigerweise von Hannibal selbst verfaßt war und dieser ihm unter den Mauern der Stadt auflauerte. Vielleicht muß man diesen Ausgang einer besonderen Gnade der Götter zuschreiben.

20. Bei dem Abfall einzelner Städte, oder den unruhigen Bewegungen der Bundesgenossen glaubte Fabius solche Versuche mehr durch freundliches, mildes Benehmen gegen sie zurückhalten und durch das Schamgefühl überwinden zu müssen, ohne jeder stillen Vermuthung argwöhnisch nachzugehen und gegen die Verdächtigen überhaupt Strenge anzuwenden. So handelte er einmal bei einem Soldaten aus dem Marserlande, welcher durch Tapferkeit, wie durch seine Her-

kunft, unter den Bundestruppen den ersten Rang einnahm. Als Fabius bemerkte, daß derselbe mit einigen Leuten im Lager von Desertion gesprochen hatte, reizte er ihn nicht noch mehr, sondern gestand ihm zu, daß er unverdientermaßen zurückgesetzt worden sei. „Für diesmal (sagte Fabius) gebe er den Officieren die Schuld, weil diese die Auszeichnungen mehr nach Gunst, als nach den Leistungen der Tapferkeit vertheilten; künftighin aber müsse er dem Soldaten selbst die Schuld beimessen, wenn dieser nicht zu ihm komme und es ihm sage, wenn er irgend Etwas wünsche.“ Und nach diesen Worten schenkte er ihm ein Schlachtpferd und decorirte ihn mit den sonstigen Auszeichnungen, so daß der Mann von dort an sein getreuster und willigster Soldat wurde. „Stallmeister und Jäger — meinte er — suchen den Thieren ihre Widerspenstigkeit, ihr leidenschaftliches, störrisches Wesen mehr durch Pflege, Gewöhnung, Fütterung, als durch Peitsche und Knebel zu benehmen; da wär's doch arg, wenn ein Gebieter über Menschen nicht am meisten auf die Freundlichkeit und Milde in der erziehenden Behandlung hielte und mit ihnen härter, gewaltthätiger umginge, als ein Bauer mit wilden Feigen-, Birn- und Oelbäumen, die er durch Wartung und Pflege zu zahmen, fruchtbaren Bäumen veredle.“ — Ein anderes Mal berichteten ihm seine Officiere von einem Lukanier, der oftmals weit weg vom Lager herumstreiche und seinen Posten verlasse. Fabius fragte: „Was dies, so viel sie wüßten, sonst für ein Mann sei?“ Alle gaben ihm das Zeugniß, daß es nicht leicht in der Armee noch einen Soldaten seinesgleichen gebe. Dabei erzählten sie von ihm einige Thaten und Fälle, wo er sich glänzend hervorgethan hatte. Fabius forschte also nach der eigentlichen Ursache jener Unordnung und fand, daß der Mann eine Liebschaft habe und jedesmal mit Gefahr einen weiten Weg vom Lager aus zu seinem Mädchen wandelte. Dann schickte er einige Leute ab, ohne daß der Soldat davon wußte, ließ das Weibsbild aufheben und versteckte sie in seinem Zelte. Jetzt wurde der Lukanier allein zu ihm berufen. „Es ist nicht unbemerkt geblieben,“ sagte er, „daß du ganz gegen römisches Herkommen und Gesetz oftmals in der Nacht nicht im Lager bist; es ist aber auch nicht unbemerkt geblieben, daß du früher ein braver Soldat warst. Nun — deine Vergehungen

sollen dir erlassen sein wegen deiner sonstigen Tapferkeit; aber für die Zukunft will ich's jemand Anderem übertragen, dich zu hüten!" Als der Soldat sich verwunderte, führte Fabius das Mädchen hervor und übergab sie ihm mit den Worten: „Die bürgt mir dafür, daß du künftig im Lager bleibst bei uns; und du wirst durch die That beweisen, daß du das Lager nicht wegen einer sonstigen Schurkerei verlassen hast, wobei die Liebe und dies Mädchen nur ein Vorwand war, den du angabst!" So viel hierüber nach unsern Nachrichten.

21. Die Stadt Tarent, welche durch Verrath von den Feinden erobert worden war, gewann er auf folgende Weise wieder. Es diente unter ihm ein junger Tarentiner, der eine Schwester hatte, welche durchaus mit treuer Zärtlichkeit an ihm hieng. Nun war aber ein Bruttier, — ein Officier von der Besatzung, die Hannibal in die Stadt gelegt hatte, in das Mädchen verliebt. Dieser Umstand gab dem Tarentiner Hoffnung, einen Plan ausführen zu können. Er wurde mit Fabius' Vorwissen nach der Stadt entlassen, angeblich aber war er zu seiner Schwester nach Tarent desertirt. Die ersten Tage vergingen nun und der Bruttier blieb daheim, weil das Mädchen glaubte, ihr Bruder wisse nichts von der Sache. Dann redete der junge Mann mit ihr: — „Nun, man sagte dort überall, du habest ein Verhältniß mit einem vornehmen, großen Herrn! Wer ist dieser? Wenn es, wie sie sagen, ein Mann von rühmenswerthen Eigenschaften, ein Mann von Auszeichnung ist, so kümmert sich der Krieg, der Alles durcheinander mengt, keinen Deut um die Herkunft. Nichts ist eine Schande, was man eben thun muß. Aber ein Glück ist es in einer Zeit, wo das Recht auf so schwachen Füßen steht — wenn nur das Zwingende ein möglichst mildes ist." Nach diesem Gespräch ließ das Weib den Bruttier wieder holen und machte ihn mit ihrem Bruder bekannt. Da dieser nun der Leidenschaft Vorschub leistete und seine Schwester noch mehr, als sie es früher war, freundlich und hingebend für den Ausländer zu stimmen schien, so erwarb er bald dessen Vertrauen in einem solchen Grade, daß es ihm nicht schwer fiel, die Gedanken des verliebten Söldlings herumzubringen — und zwar in Aussicht auf große Belohnungen, welche, wie er versprach, ihm Fabius verleihen sollte. So lautet die Erzählung nach den

Angaben der meisten Schriftsteller. Einige behaupten jedoch, das Mädchen, von welchem der Bruttier herübergeführt wurde, sei nach ihrer Abkunft keine Tarentinerin, sondern eine Bruttierin gewesen, dabei eine Concubine des Fabius; als sie nun erfuhr, daß der Befehlshaber der Bruttier ein Landsmann und Bekannter von ihr sei, habe sie dies dem Fabius mitgetheilt und nachher bei einer Zusammenkunft und Besprechung unter der Mauer den Menschen durch ihre Worte mit Erfolg bearbeitet.

22. Während dieser Vorgänge suchte Fabius den Hannibal durch einen Kunstgriff in eine andere Gegend zu bringen. Er sandte den Truppen in Rhegium Befehl zu, das bruttische Gebiet zu überfallen und die Stadt Kaulonia mit Sturm zu nehmen. Ihr Lager in Rhegium bestand aus 8000 Mann; es waren aber meistentheils Ueberläufer und das nichtsnutzigste Gesindel von den Leuten, die Marcellus aus Sicilien herübergebracht hatte, so daß man sie mit dem geringsten Schmerz und Schaden für Rom konnte zu Grunde gehen lassen. Fabius hoffte nämlich, wenn er diese dem Hannibal preisgebe und als Köder gebrauche, denselben von Tarent wegzulocken. Und dies geschah auch wirklich; denn Hannibal stürzte sogleich mit seiner Armee nach jener Seite, den Feinden nach. Am sechsten Tag, nachdem Fabius die Belagerung Tarents begonnen hatte, kam der junge Mann, der zuvor, sammt seiner Schwester, sich mit dem Bruttier verständigte, zu ihm. Er wußte genau und hatte den Ort selbst beaugenscheinigt, wo der Bruttier auf dem Posten stand, mit der Absicht, denselben ohne allen Widerstand den Angreifern zu überlassen. Indessen machte Fabius das Unternehmen nicht bloß einfach von der Verrätherei abhängig. Er selbst begab sich dahin, verhielt sich jedoch ganz ruhig, während dagegen das ganze sonstige Heer auf der Land- und Seeseite unter großem Geschrei und Lärm die Mauern bestürmte. Endlich, als die meisten Tarentiner dorthin zur Hilfe eilten und sich mit den Vertheidigern vereinigten, gab der Bruttier dem Fabius das Zeichen, daß der rechte Augenblick gekommen sei, und jetzt stieg dieser mit Leitern hinauf und bemächtigte sich der Stadt. Hier jedoch unterlag er, wie es scheint, einer Versuchung seines Ehrgeizes, indem er die Bruttier zuerst niedermachen ließ, damit die Eroberung der

Stadt vermittelst eines Verraths nicht an den Tag kommen sollte. Indessen täuschte er sich in dieser Erwartung; ja er kam noch überdies in den schlimmen Ruf der Treulosigkeit und Grausamkeit. Von den Tarentinern kam eine große Anzahl um's Leben. Der zu Sklaven Verkauften waren es dreißigtausend und die Stadt wurde von den Soldaten geplündert. In den Staatsschatz kamen dreitausend Talente. Während alles Andere theils fortgeführt, theils fortgetragen wurde, soll der Sekretär des Fabius gefragt haben: „Was er hinsichtlich der Götter befehle?“ — ein Ausdruck, worunter er die Gemälde und Bildsäulen verstand. Fabius erwiderte: „Die Götter lassen wir den Tarentinern, denen sie erzürnt sind.“ Indessen ließ er doch die Kolossalstatue des Herkules von Tarent fortschaffen und stellte sie in dem Capitolium auf, — nahe dabei sein eigenes Reiterstandbild von Erz. Gegenüber von Marcellus zeigte er in diesem Verfahren etwas weit Unstatthafteres, oder vielmehr, es zeigte sich gerade an ihm, welche Bewunderung Marcellus durch seine Milde und Menschenfreundlichkeit verdiente — (wovon das Nähere in dessen Lebensbeschreibung).

23. Hannibal, der in Eilmärschen nachrückte, war nur noch vierzig Stadien zurückgeblieben und erklärte jetzt unumwunden: „Also haben auch die Römer einen zweiten Hannibal! Wir haben Tarent verloren, wie wir es genommen haben!“ Im engeren Freundeskreise ließ er sich jetzt zum ersten Male dahin vernehmen, daß es, wie er schon längst gesehen, für sie schwierig, — und jetzt sage er: — unmöglich sei, mit den vorhandenen Mitteln Italien zu erobern. Fabius feierte nunmehr seinen zweiten Triumph, der weit glänzender war, als der erste; denn er rang mit Hannibal, wie ein guter Athlete, und parirte ganz ohne Mühe alle seine Unternehmungen, gerade wie Griffe und Anfassungen eines Gegners, die nicht mehr den gleichen Nachdruck haben. Denn ein Theil der feindlichen Armee war durch Schwelgerei und vieles Geld entnervt, der andere gleichsam stumpf geworden und aufgerieben durch die unaufhörlichen Gefechte. Als Hannibal Tarent den Römern abnahm, war daselbst ein gewisser Marcus Livius der Kommandant gewesen. Trotz Allem behauptete dieser die Burg, ohne sich verdrängen zu lassen; ja, er blieb in ihrem Besitze, bis Tarent

wieder unter die Römer kam. Diesen Mann ärgerten die Auszeichnungen, welche Fabius erhielt. Ja, einmal ließ er sich im Senat durch Neid und Ehrgeiz zu der Aeußerung hinreißen: „nicht Fabius, sondern er habe die Eroberung Tarents herbeigeführt.“ — „Ganz richtig!“ gab ihm Fabius mit lautem Lachen zur Antwort; — „denn hättest Du die Stadt nicht verloren, so hätte ich sie nicht nehmen können.“

24. Zu den verschiedenen glänzenden Ehrenbezeugungen, welche die Römer dem Fabius erwiesen, gehörte auch die Ernennung seines gleichnamigen Sohnes zum Consul. Als dieser einmal nach Uebernahme des hohen Amtes über einen den Krieg betreffenden Gegenstand verhandelte, näherte sich ihm der Vater durch die Reihen der Umstehenden, die ihn zu sprechen wünschten, hindurch und zwar, entweder wegen Altersschwäche oder um seinen Sohn auf die Probe zu stellen — zu Pferde. Kaum erblickte ihn aber der junge Mann von ferne, als er sogleich dagegen auftrat, einen Lictor schickte und seinem Vater befahl, abzusteigen und zu Fuß heranzutreten, wenn er etwas von der Behörde wünsche. Manche fühlten sich nun durch ein solches Kommandowort geärgert und richteten schweigend ihre Blicke auf Fabius, der hier nach ihrer Ansicht eine seines Ruhmes unwürdige Behandlung erfuhr. Allein er selbst sprang in aller Schnelligkeit herunter, eilte mit fliegenden Schritten zu seinem Sohne und sprach unter den zärtlichsten Umarmungen zu ihm: „Schön, mein Sohn; das ist die rechte Gesinnung, das rechte Handeln! Du weißt, über wen du gebietest; du kennst die ganze Größe des hohen Amtes, das dir übertragen ist! Auf diesem Wege haben auch wir, haben unsere Vorfahren Rom gehoben, weil wir Eltern und Kinder stets dem Interesse des Vaterlandes nachsetzten.“ So erzählt man in der That, daß der Urgroßvater des Fabius, der in Rom das höchste Ansehen und den größten Einfluß besaß, zwar fünfmal selbst das Consulat bekleidete und in Folge sehr bedeutender Kriege die glänzendsten Triumphe feierte, aber dennoch seinem zum Consul gewählten Sohne als bloßer Legat in den Krieg folgte und sodann bei dem Triumphe, während der Sohn auf einem Viergespann daher fuhr, nur zu Pferd in der Mitte der Andern hinten nach kam, voll Freude, daß er, — der Herr seines Sohnes, der

größte Bürger, was er war und wie man ihn nannte, — sich selbst dem Gesetz und der obersten Behörde nachstelle. Indessen waren dies nicht die einzigen Gründe der Bewunderung, die ihm zu Theil wurde. Fabius' Sohn starb leider bald darauf; er ertrug dieses Unglück als verständiger Mann und wackerer Vater mit großer Fassung. Die rühmende Grabrede, welche bei der Bestattung hervorragender Männer von einem Verwandten gehalten wird, übernahm er selbst. Er sprach sie öffentlich auf dem Forum und gab sie nachher in Abschriften hinaus.

25. Jetzt kam Cornelius Scipio nach Rom zurück. Dieser Mann war früher nach Spanien geschickt worden, hatte dort die Karthager in vielen großen Schlachten besiegt, sehr viele Volksstämme, bedeutende Städte und glänzenden Besitz aller Art für die Römer gewonnen und stand daher, als er nun heimkehrte, so hoch in Gunst und Ansehen, wie schlechthin kein Anderer. Er wurde zum Consul gewählt und da er bemerkte, daß das Volk von ihm irgend ein bedeutendes Unternehmen wünsche und erwarte, so mochte er sich nicht in Italien selbst mit Hannibal herumbalgen, weil er dies für alt und abgedroschen ansah; dagegen faßte er den Plan, Karthago und Afrika selbst mit einer Armee in Waffen zu überschwemmen, Alles dort zu verheeren und dadurch den Kriegsschauplatz aus Italien in Feindesland zu versetzen. Für diesen Plan bemühte er sich mit allem Eifer die Stimmung des Volkes zu gewinnen. Aber hier suchte nun Fabius die Stadt in die höchste Angst zu versetzen, „daß sie von einem unbesonnenen jungen Manne in die äußerste, furchtbarste Gefahr gestürzt werde." Er sparte dabei weder Worte, noch Handlungen, die voraussichtlich seine Mitbürger abwendig machen konnten. Wirklich gelang es ihm, den Senat zu überzeugen; allein die Ansicht des Volkes ging dahin, daß er nur aus Neid den allgemein beliebten Scipio angreife und dabei befürchte, daß er selbst, wenn der Andere irgend eine große, glänzende That verrichtet, und den Krieg entweder gänzlich beendigt, oder doch aus Italien hinausgeworfen habe, alsdann als ein unthätiger, schlaffer Mensch erscheinen müßte, nachdem er so lange Zeit die Führung desselben geleitet, ohne ihn zu beendigen. Am Anfang wurde Fabius zu seinem Widerspruche mehr durch seine große Vorsicht und Behutsamkeit geleitet; allmälig aber steigerte er sich immer

mehr hinein und wurde durch einen gewissen Ehrgeiz und durch Händelsucht noch weiter getrieben. Er wollte das Emporkommen des Scipio verhindern; ja er suchte sogar Scipio's Collegen, Crassus, zu bereden, daß er ihm das Kommando nicht überlassen, überhaupt nicht nachgeben, sondern, wenn er meinte, selbst in das Gebiet von Karthago übersetzen sollte. Auch duldete er keine Geldverwilligung für den Krieg. Geld mußte sich also Scipio nothgedrungen selbst verschaffen und erhob auch wirklich eine Summe von den Städten in Etrurien, welche privatim mit ihm in einem sehr vertrauten, freundlichen Verhältnisse standen. Den Crassus hielt zum Theil seine Natur, sofern er kein streitsüchtiger, sondern vielmehr ein ganz friedfertiger Charakter war, zu Hause zurück; dazu kam noch ein religiöses Gesetz, indem er das Amt des Oberpriesters bekleidete.

26. Und abermals trat Fabius dem Scipio auf einem andern Wege entgegen. Er suchte die Leute, welche sich herandrängten, um ihn auf seinem Feldzuge zu begleiten, hieran zu verhindern und festzuhalten. In den Sitzungen des Senats, wie in den Volksversammlungen, erklärte er laut, daß Scipio nicht bloß für seine eigene Person dem Hannibal entlaufen wolle, sondern bei seiner Ausfahrt auch die noch übrige Streitmacht aus Italien fortnehmen würde; als Demagog mache er den jungen Leuten Hoffnungen und beschwatze sie, Eltern, Weiber und Heimathstadt zu verlassen, während übermächtig und unbesiegbar der Feind ihr vor den Thoren sitze." Und in der That gelang es ihm mit solchen Worten, die Römer in Angst zu versetzen, und sie beschlossen, daß er nur die Truppen in Sicilien verwenden dürfe nebst dreihundert Mann zuverlässiger Leute, die unter ihm in Spanien gedient hätten. Bis hieher schien Fabius in seiner politischen Haltung nur seiner eigenen Natur zu folgen. Als aber Scipio nach Afrika übergesetzt hatte, — als nun unverzüglich bewunderungswürdige Heldenthaten und Unternehmungen — stolz durch ihre Großartigkeit und ihren Glanz — in Rom gemeldet wurden und zur Bestätigung dieser Nachrichten eine ungeheure Beute nachfolgte, der numidische König in Gefangenschaft gerieth, zwei feindliche Lager fast zur nämlichen Zeit in Rauch aufgingen, womit sich ein bedeutender Verlust an Menschen, Waffen und Pferden verband, die in denselben

mit verbrannten, — als von den Karthagern wiederholt Gesandtschaften bei Hannibal eintrafen, um ihn abzurufen und aufzufordern, daß er unter Aufgebung dieser nicht zu verwirklichenden Hoffnungen rasch seiner Heimath zu Hilfe eilen sollte, — als daher in Rom Scipio durch seine glücklichen Erfolge den Gegenstand des allgemeinen Gespräches bildete, da beantragte Fabius: „dem Scipio einen Nachfolger zu senden!“ — ohne hiefür einen anderen Grund angeben zu können, als die bekannte Aeußerung: „es sei gefährlich, dem Glück eines einzigen Menschen so ungeheure Interessen anzuvertrauen; denn schwerlich könne der gleiche Mensch immerfort Glück haben!“ Dadurch stieß er bei dem Volke im höchsten Grade an; man hielt ihn für einen mürrischen, scheelsüchtigen Mann, oder für einen solchen, der in Folge seines hohen Alters allen Muth, alle Hoffnung verloren habe und vor Hannibal einen gar zu übermäßigen Respect hege. Selbst als Scipio mit seinen Armeen bereits von Italien abgesegelt war, ließ er die Freude und das muthige Vertrauen seiner Mitbürger nicht ungestört und unangefochten. „Jetzt erst — äußerte er — treibe die Lage der Stadt vollends der äußersten Gefahr entgegen und werde immer mißlicher; Hannibal werde in Afrika, zum Schutze Karthago's, mit um so größerer Wucht über sie herfallen; eine Armee werde dem Scipio entgegentreten, die noch rauche von dem Blute so vieler bevollmächtigten Feldherrn, Diktatoren und Consuln.“ Die Folge solcher Aeußerungen war, daß die Stadt abermals in die höchste Aufregung gerieth und, ungeachtet der Krieg nach Afrika versetzt war, dennoch die Gefahr Rom noch näher gerückt glaubte.

27. Aber Scipio besiegte nach kurzer Zeit den Hannibal selbst in einer gewaltigen Schlacht und warf das stolze Bewußtsein Karthago's, das er völlig stürzte, unter seine Füße in den Staub nieder. Er erregte dadurch bei seinen Mitbürgern eine Freude, die alle Erwartungen überstieg und gab ihnen in der That die Herrschaft zurück, die

„zuvor von wildem Sturm geschüttelt ward“.

Doch erlebte der schwach gewordene Fabius Maximus das Ende des Krieges nicht mehr, hörte nicht mehr von Hannibals Niederlage, sah nicht mehr das große, fest begründete Glück seiner Heimath. Schon um die Zeit, da Hannibal von Italien absegelte, war er einer Krankheit unter-

legen. — Epaminondas wurde einst zu Theben wegen seiner Armuth, die sich bei seinem Tode herausstellte, auf öffentliche Kosten begraben; denn der Sage nach fand sich in seiner Hinterlassenschaft nichts als ein eiserner Bratspieß. Bei Fabius fand nun zwar kein ähnliches Begängniß auf Staatskosten statt; doch steuerte jeder Einzelne für sich die kleinste Geldmünze bei — nicht sowohl, weil man seiner Dürftigkeit abhelfen, als weil das Volk ihn als „Vater" begraben wollte. Hiedurch fand sein Tod noch die Ehre und Auszeichnung, welche sein Leben verdient hatte.

Paulus Aemilius.

SLUB
Wir führen Wissen.

1. Wenn ich um Anderer willen diese Lebensbeschreibungen begonnen habe, so setze ich dieselben jetzt um meiner selbst willen mit Lust und Liebe fort. Die Geschichte erscheint mir als ein Spiegel, der mir dazu dient, mein eigenes Leben schöner zu gestalten und den Tugenden solcher Männer ähnlich zu machen. Eine derartige Arbeit ist nichts anderes, als ein vertrautes Zusammenleben. Durch die Hand der Geschichte führt man Jeden von ihnen wie einen Gastfreund in das Haus, um alsdann seine Größe, seine Trefflichkeit zu betrachten, indem wir die ausgezeichnetsten und merkwürdigsten von seinen Thaten auswählen.

„Nein, nein, es gibt nichts Schönr'es doch in aller Welt,
Das den Charakter auszubilden mächt'ger ist" *).

Demokritus **) sagt irgendwo: „man solle beten, damit uns erfreuliche Bilder entgegentreten, und mehr die verwandten und guten, als die schlimmen und schädlichen aus dem Luftraume zu uns hergelangen". Er bringt hiemit eine Lehre in die Philosophie, die völlig unwahr ist und zu gränzenlosem Aberglauben führen muß. Ganz anders verhält sich's mit dem Studium der Geschichte und der Fortsetzung meiner schriftstellerischen Arbeit. Hier nehmen wir beständig das Gedächtniß der trefflichsten, berühmtesten Männer in die Seele auf, um alles Lasterhafte, Bösartige, Unedle, das etwa durch den unvermeidlichen Umgang mit andern Menschen ihr anklebt, völlig zu verbannen, indem wir alle unsere Gedanken in leidenschaftloser Ruhe nur auf die erhabensten Vor-

---

*) Fragment aus einer verlorenen Tragödie des Sophokles.

**) Demokrit aus Abdera, Philosoph, geb. um 500 v. Chr., erklärte die Anschauungen aus Bildern, die sich von den Gegenständen trennen und sodann unsere Sinnenorgane berühren.

bilder richten. Und so, mein Freund, überreiche ich dir jetzt die Biographien Timoleons von Korinth uud des römischen Aemilius Paulus, — zweier Männer, die, der Eine, wie der Andere, bei ihren Unternehmungen nicht nur nach edlen Grundsätzen handelten, sondern dabei auch so sehr die Gunst des Glückes genossen, daß sich die Frage erheben könnte, ob ihre glänzendsten Erfolge mehr diesem Glück, oder ihrer Klugheit zuzuschreiben seien.

2. Daß das Haus der Aemilier in Rom zu den patricischen, alten Geschlechtern gehörte, wird von den meisten Schriftstellern übereinstimmend berichtet. Daß jedoch der Erste von ihnen, welcher der Familie ihren Namen gab, Mamercus war, ein Sohn des Philosophen Pythagoras, der wegen der „Hämylie“ d. h. der bezaubernden Lieblichkeit, womit er zu sprechen verstand, „Aemylius“ genannt worden sei, ist nur die Behauptung einiger Wenigen, welche dem Pythagoras auch die Heranbildung des Königs Numa zuschreiben.

Während nun die meisten Glieder dieses Hauses, welche sich durch ihre angestrebte Vortrefflichkeit zum Ruhme emporschwangen, zugleich vom Glück begünstigt wurden, war dieses nur bei Lucius Paulus nicht der Fall, bei welchem vielmehr sein Verstand, wie seine Männlichkeit, erst durch das unglückselige Ereigniß von Cannä an den Tag trat. Denn als er seinen Amtsgenossen durch keinerlei Vorstellungen von einer Schlacht abzubringen vermochte, nahm er zwar — ungerne genug — neben demselben Antheil an dem Kampfe, aber ohne das Gleiche auch bei der Flucht zu thun. Vielmehr, als der Mann, welcher die Gefahr herbeigeführt hatte, ihn im Stiche ließ, hielt er selbst auf seinem Posten aus und kämpfte gegen den Feind bis zum Tode.

Dessen Tochter Aemilia nun wurde die Gattin des großen Scipio. Sein Sohn, Paulus Aemilius, von welchem die vorliegende Lebensbeschreibung handelt, fiel, zum Manne herangewachsen, in ein Zeitalter, das sich durch die ruhmvollen, herrlichen Thaten der hervorragendsten und größten Männer auszeichnete. Er selbst machte sich in glänzender Weise bemerklich, ohne jedoch die gleichen Beschäftigungen zu treiben, wie die damaligen Jünglinge aus den vornehmen Ständen es thaten, und ohne von Anfang an den nämlichen Weg mit ihnen einzuschlagen. Denn er übte sich weder auf gerichtliche Beredt-

samkeit ein, noch verunköstigte er sich irgend mit Grüßen, Händedrücken oder Herzlichkeitsäußerungen, womit die Meisten listigerweise das Volk zu gewinnen suchten, indem sie sich recht als eifrige, gehorsame Diener darstellten. Zu dem Einen, wie zu dem Andern, trug Aemilius die Fähigkeit in sich; aber der Ruhm, den die Tapferkeit, Gerechtigkeit und Treue verleiht, erschien ihm besser, als Beides. Nach diesem Ruhme strebte er und ragte darin auch bald über seine sämmtlichen Altersgenossen hervor.

Das erste höhere Amt, um welches er sich bewarb, war die Aedilität. Er wurde hiebei zwölf Mitbewerbern vorgezogen, die nachher sämmtlich zum Consulat gelangt sein sollen.

Späterhin wurde er Priester in dem Collegium der Augurn, welche in Rom die Bestimmung haben, die Mantik aus dem Vögelflug oder den Erscheinungen am Himmel zu beaufsichtigen und zu erhalten. In dieser Eigenschaft blieb er dem väterlichen Herkommen so getreu und gewann zugleich eine so tiefe Einsicht in die behutsame Behandlung des Religiösen bei den Alten, daß er ein solches Priesteramt, welches sonst nur für einen Ehrenposten galt und lediglich wegen der hohen Stellung so eifrig gesucht wurde, als eine der höchsten Künste darstellte und thatsächlich das Urtheil derjenigen Philosophen bestätigte, welche die Frömmigkeit als „die Wissenschaft vom Gottesdienste“ definirten. Alles wurde von ihm mit reiflicher Erfahrung und großem Eifer vollzogen; alles Andere mußte beruhen, wenn er mit diesem Gegenstande beschäftigt war. Er unterließ dabei nichts und machte ebensowenig eine Neuerung. Dagegen stritt er sich immer mit seinen priesterlichen Collegen sogar über Kleinigkeiten und belehrte sie, daß auch dann, wenn man die Gottheit für gütig und nachsichtig gegen eine Versäumniß halte, dennoch die Nothwendigkeit einer Verzeihung oder eine Fahrlässigkeit bereits für die Stadt etwas Mißliches enthalte. „Niemand rüttle gleich von Anfang durch eine große Gesetzesübertretung an dem Staate; dagegen lockere man an der strengen Einhaltung des Wichtigeren schon dann, wenn man die Pünktlichkeit im Kleinen aufgebe.“

Ebenso, wie hier, bewährte sich Aemilius auch als Erforscher und Wächter der altherkömmlichen militärischen Gebräuche. Er spielte nicht den Demagogen, als er Feldherr war, und suchte nicht, wie es

damals die Meisten thaten, gegenüber von seinen Untergebenen durch das Mittel eines gefälligen, nachsichtigen Benehmens vermittelst seines ersten Kommandos um ein zweites und ferneres zu buhlen. Vielmehr handelte er gleichsam als Priester einer anderen Art von Cultus. Hinsichtlich der Bräuche für den Felddienst gab er von allem Einzelnen eine ausführliche Erklärung, machte sich dem Ungehorsam und der Uebertretung furchtbar und befestigte dadurch die Stellung des Vaterlandes in einer Weise, wobei er, gegenüber der Heranbildung seiner Mitbürger, nahezu den Sieg über die Feinde nur noch für ein Nebenwerk erachtete.

4. Als der Krieg zwischen Antiochus dem Großen und den Römern ausbrach und die tüchtigsten Heerführer in jener Richtung genug zu thun hatten, erhob sich noch ein anderer Kampf im Westen. Spanien war es, wo sehr gewaltige Bewegungen eintraten. Für diesen Krieg wurde Aemilius als Feldherr abgeschickt, erhielt aber nicht bloß sechs Lictoren, wie dieß gewöhnlich bei den kommandirenden Prätoren der Fall ist, sondern noch die gleiche Anzahl weiter, so daß er als General völlig die Stellung eines Consuls einnahm.

Zweimal besiegte er nun die Barbaren in einer regelmäßigen Schlacht, wobei er ihnen gegen dreißigtausend Mann tödtete. Hiebei scheint der glückliche Erfolg offenbar seiner eigenen Oberleitung zugeschrieben werden zu müssen, indem er den römischen Soldaten durch die günstige Beschaffenheit des Terrains und einen Flußübergang ihren Sieg vollständig leicht machte. Auch unterwarf er 250 Städte, die ihn freiwillig einließen. Er schied endlich aus seiner Provinz, nachdem diese durch Frieden und Vertrauen wieder in die schönste Ordnung gebracht war, und kehrte nach Rom zurück, ohne durch seinen Feldzug um eine einzige Drachme reicher geworden zu sein. Auch außerdem war er gar wenig auf den Erwerb bedacht. Dagegen brauchte er sehr viel Geld von dem vorhandenen Vermögen. Letzteres war jedoch keineswegs bedeutend, sondern reichte nur nothdürftig aus, als nach Aemilius' Tode seiner Gemahlin ihr Heirathsgut herausbezahlt werden sollte.

5. Er hatte sich mit Papiria, der Tochter eines Consularen Maso, vermählt, löste jedoch, nachdem er einige Zeit mit ihr gelebt hatte, diese Verbindung wieder auf, obwohl er durch sie der glücklichste

Vater geworden war. Denn sie hatte ihm den nachmals so hochberühmten Scipio und den Fabius Maximus geboren.

Der Grund der erwähnten Ehescheidung ist zwar nicht urkundlich auf uns gekommen, doch scheint eine Aeußerung, die einmal ein gewisser Römer that, etwas Wahres zu enthalten. Als nämlich seine Freunde ihm ernstliche Vorstellungen machten und ihn fragten: „ist sie nicht eine gescheidte Frau und eine hübsche Frau? Hat sie dir keine Kinder geschenkt?“ streckte er ihnen seinen Schuh hin (calceus genannt bei den Römern) und sagte: „ist das kein schöner Schuh? ist das kein neuer Schuh? aber Keiner von Euch weiß, an welchem Fleck er mich drückt!“ In der That haben gewöhnlich nur große und offen daliegende Verschuldungen die Trennung einer Frau von ihrem Gatten verursacht; aber auch die kleinen, aus einer gewissen Widerwärtigkeit und mangelnden Harmonie in den Charakteren hervorgehenden und häufig sich wiederholenden Verdrießlichkeiten, welche sich jedem fremden Auge entziehen, bewirken im Zusammenleben oft eine ganz unheilbare Entfremdung.

Nachdem also Aemilius sich von Papiria losgemacht hatte, schloß er eine zweite Verbindung, aus welcher zwei Söhne hervorgingen, die er im Hause behielt, während er seine früheren Söhne in die bedeutendsten, glänzendsten Familien adoptiren ließ. Den älteren gab er in das Haus des Fabius, welcher fünfmal Consul gewesen war; den jüngeren nahm ein Sohn des Scipio Africanus, als seinen Neffen, an Kindesstatt an und ertheilte ihm gleichfalls den Namen Scipio.

Von Aemilius' Töchtern wurde die eine Gattin von Cato's Sohn, die andere von Aelius Tubero, einem vortrefflichen Manne, der sich auf die großartigste Weise in die Armuth zu finden wußte. Es waren nämlich sechszehn Verwandte, lauter Aelier; diese besassen nur ein ganz kleines Häuschen, und ein einziges Gütlein mußte für Alle, nebst vielen Kindern und Frauen, ausreichen, indem sie eine gemeinschaftliche Haushaltung führten. Darunter befand sich auch die Tochter unseres Aemilius, der zweimal das Consulat bekleidet, zweimal einen Triumph gefeiert hatte, und sie schämte sich der Armuth ihres Mannes so wenig, daß sie vielmehr seine Tugend bewunderte, durch welche er so arm war. Wie ganz anders in unserer Zeit! Wenn Brüder und Verwandte ihr gemeinsames Gut nicht durch Berghänge,

Flüsse und Vermaurungen begränzen können, wenn sie nicht weite Flächen zwischen sich liegen haben, so hören ihre Händel gar nicht auf. Züge, wie die obigen, sind ein Muster und Vorbild, welches die Geschichte zu reiflichem Bedenken Jedem vor die Augen stellt, dem überhaupt sein eigenes Heil am Herzen liegt.

6. Zum Consul erwählt, unternahm hierauf Aemilius einen Feldzug gegen die am Fuße der Alpen wohnenden Ligurier, bei einigen Schriftstellern auch Ligustiner genannt. Dieß war ein streitbares, kühnes Volk, dessen praktische Lehrmeister im Kriege die benachbarten Römer selbst gewesen waren. Sie bewohnen nämlich den äußersten Rand Italiens bis an die Alpen und von den Alpen selbst den Küstenstrich am tyrrhenischen Meer, Afrika gegenüber, und sind untermischt mit Galliern sowohl, als Spaniern von der Seeküste. In der damaligen Zeit machten sie sich auch auf dem Meere zu thun. Mit ihren Piratenbooten plünderten und verheerten sie die Handelsplätze und fuhren dabei bis an die Säulen des Herkules.

Als daher Aemilius anrückte, stellten sie sich ihm mit 40,000 Mann entgegen. Er aber, der im Ganzen nur 8000 Mann zur Hand hatte, griff dennoch die fünffache Ueberzahl an, schlug sie und sperrte sie hinter ihre Mauern ein. Aber dann stellte er ihnen sehr gelinde Friedensbedingungen. Denn es lag keineswegs in der Absicht der Römer, den ligurischen Stamm völlig auszurotten, der wie eine Art von Bollwerk oder Vormauer den gallischen Bewegungen hindernd im Wege lag, welche sich stets an der Gränze von Italien erhoben. Voll Vertrauen auf Aemilius übergaben sie ihm also ihre Schiffe, wie ihre Städte.

Ohne den Städten irgend ein Leid zuzufügen, — abgesehen von der Niederreißung der Mauern, gab er sie ihren Bewohnern wieder zurück. Dagegen nahm er ihnen sämmtliche Schiffe weg und ließ ihnen kein größeres Fahrzeug von mehr als drei Ruderbänken. Ihren sowohl auf dem Lande, als auf dem Meere gemachten Kriegsgefangenen, worunter sich viele Fremde, aber auch viele Römer vorfanden, gab er die Erlösung.

Das bisher Erzählte umfaßt die hervorragenden Handlungen, welche sein erstes Consulat bezeichneten. In der späteren Zeit gab er oftmals sehr deutlich zu verstehen, daß seine Wünsche auf ein aber-

maliges Consulat gerichtet seien. Er trat sogar einmal als wirklicher Bewerber auf. Als er jedoch mit seiner Bewerbung Unglück hatte und übergangen wurde, so blieb er künftighin ruhig.

Er beschäftigte sich nun mit Religionssachen und mit der Erziehung seiner Kinder in der landesüblichen, altherkömmlichen Art, wie seine eigene Erziehung gewesen war; daneben suchte er ihnen mit noch größerem Eifer eine griechische Bildung beizubringen. Denn nicht bloß Sprachlehrer, Philosophen und Rhetoren, sondern auch Bildhauer, Maler, Dresseure für Hunde und Pferde, Lehrer in der Jägerei ꝛc., sämmtlich von griechischer Nationalität, waren stets mit den jungen Burschen beschäftigt. Und wenn ihn nicht gerade ein öffentliches Geschäft abhielt, so war der Vater stets bei ihren Unterrichtsstunden und Uebungen zugegen; denn es gab keinen Mann in Rom, der eine gleich große Liebe zu seinen Kindern besessen hätte.

7. In öffentlichen Angelegenheiten war es damals gerade der Zeitpunkt, wo sich die Römer gegen den makedonischen König Philippus in einen Krieg verwickelt hatten. Sie waren mit ihren Generalen sehr unzufrieden, deren Mangel an Erfahrung und Kühnheit, wie sie glaubten, es verschuldete, daß sie den Handel so schmählich und verächtlich betreiben mußten und selber viel mehr Schlappen erhielten, als solche austheilten. Noch vor Kurzem hatte man Antiochus, mit dem Beinamen des „Großen“, nachdem er das übrige Asien aufgegeben, über den Taurus zurückgeworfen und in Syrien dergestalt eingeengt, daß er sich glücklich schätzte, mit einem Opfer von fünfzehntausend Talenten den Frieden erkaufen zu können. Wenige Zeit vorher hatte man in Thessalien den Philippus zermalmt und Griechenland von der makedonischen Herrschaft befreit. Man hatte ferner einen Mann, mit welchem sich an Kühnheit und Kraft kein einziger König vergleichen durfte, — man hatte einen Hannibal vollständig überwunden. Daher fand man es jetzt unerträglich, in Perseus gleichsam einen ebenbürtigen Gegner zu finden und gegen ihn im Kampfe zu stehen, ohne Vortheile zu erringen. Und Perseus führte doch den Krieg schon lange Zeit nur mit den Ueberbleibseln der Macht, welche ihm die Niederlage seines Vaters gelassen hatte! Die Römer wußten eben nicht, daß Philippus nach seiner Niederlage die makedonische Macht auf einen weit höheren Grad von Stärke und Kriegstüchtigkeit emporgebracht hatte.

Hierüber will ich eine kurze Auseinandersetzung anfügen und deßhalb auf den Anfang zurückgehen.

8. Antigonus, der Gewaltigste von Alexanders Nachfolgern und Feldherrn, der für sich und seine Nachkommen den Königstitel erwarb, hatte einen Sohn Demetrius*), und dessen Sohn wieder war Antigonus, mit dem Beinamen Gonnatas**). Von Letzterem stammte ein weiterer Demetrius, der nur kurze Zeit regierte und bei seinem Tode einen noch im Knabenalter stehenden Sohn, Philippus, hinterließ. Weil jedoch die Aristokratie Makedoniens eine Anarchie fürchtete, so setzte man einen Vetter des Verstorbenen, Antigonus, auf den Thron und gab ihm die Mutter des Philippus zur Gemahlin, indem man ihm anfänglich den Titel eines Vormünders und Obergenerals, nachher, als man seine Mäßigung und sein gemeinnütziges Wirken durch Erfahrung kennen lernte, den eines Königs beilegte. Mit seinem Beinamen nannte man ihn „Doson", d. h. der immer geben will, Viel verspricht, aber seine Versprechungen nicht einhält.

Nach ihm kam Philippus zur Regierung, der sich schon in früher Jugend auf eine hervorragende Weise vor allen Fürsten in Geltung setzte. Von ihm erwartete man die Wiedererhebung Makedoniens auf seine alte Rangstufe, wie er denn auch der einzige Mann schien, welcher stark genug wäre, um die bereits über die Welt sich erhebende Macht der Römer in Schranken zu halten. Allein bei Skotusa erlitt er in einer bedeutenden Schlacht von Flaminius eine Niederlage, so daß er vorläufig sich duckte, sich vollständig in die Hände der Römer dahingab und zufrieden war, mit einer mäßigen Züchtigung davonzukommen.

Später fühlte er sich jedoch durch diese Lage gedrückt. Ein Königthum von Römergnaden war in seinen Augen Etwas, das mehr für einen Gefangenen tauge, welcher nur eben ein üppiges Leben wünsche, als für einen Mann von Selbstbewußtsein und Muth. Er dachte also wieder an Krieg und rüstete sich in aller Stille und mit größter Schlauheit. Von seinen Städten ließ er, scheinbar gleichgiltig, alle, die an der Landstraße oder am Meere lagen, verfallen und all-

---

*) Mit dem Beinamen Poliorketes, d. h. Städtebezwinger.
**) Weil er in Gonni, einer Stadt Thessaliens, geboren war.

mälig veröden, um selbst recht unbedeutend zu erscheinen. Dagegen sammelte er in den oberen Districten eine starke Armee; auch füllte er die inneren Plätze, Festungen, Städte mit großen Waffenniederlagen, Geldvorräthen und tüchtiger Mannschaft. So exercirte er den Krieg ein, behielt ihn aber noch gleichsam in unsichtbarem Verstecke eingeschlossen. Von noch unbenützten Rüstungen lagen dreißigtausend in den Magazinen; ebenso befanden sich in den Festungsspeichern acht Millionen Scheffel Getreide, und nicht minder eine Masse von Barren, die genügend war, um 10,000 Mann Soldtruppen zum Schutze des Landes ein Decennium hindurch zu unterhalten.

Allein Philippus konnte nicht mehr frühe genug seinen Plan in Fluß bringen und zur Ausführung schreiten, weil Betrübniß und Verstimmung ihm das Leben kosteten. Er hatte entdeckt, daß er den einen seiner Söhne, Demetrius, auf eine Verleumdung des andern, schlechteren Sohnes hin, unschuldig hatte hinrichten lassen.

Sein noch übrig gebliebener Sohn, Perseus, erbte zwar mit dem Throne zugleich auch den Haß gegen die Römer; allein er war zu schwach für die ihm gewordene Aufgabe. Er war es durch die Kleinlichkeit und Schlechtigkeit seines Charakters, in welchem neben mancherlei Leidenschaften und krankhaften Trieben, die in ihm lagen, doch der Geldgeiz den ersten Rang einnahm.

Uebrigens soll er nicht einmal ein ächter Sprößling gewesen sein, sondern Philippus' Gattin soll ihn als neugebornes Kind von einer argolischen Nähterin, Namens Gnathänion, seiner eigentlichen Mutter, erhalten und dann heimlich unterschoben haben. Dieß scheint wohl auch der Hauptgrund gewesen zu sein, weßhalb er den Demetrius ermordete, weil er befürchtete: „die Familie, im Besitze eines rechtmäßigen Nachfolgers, werde seine eigene unechte Geburt aufdecken".

9. Indessen, so unedel und niederträchtig er auch denken mochte, — die Kraft seiner Verhältnisse riß ihn dennoch zu einem Kriege hin. Er hielt Stand und wehrte sich lange Zeit. Selbst consularische Generale der Römer, bedeutende Armeen und Flotten vermochten ihm nichts anzuhaben; über mehrere gewann er sogar die entschiedenste Oberhand.

So schlug er z. B. den Publius Licinius, der zuerst in Makedonien eingedrungen war, in einem Reitertreffen, tödtete ihm 2500

Mann tapferer Soldaten und machte noch 600 weitere zu Gefangenen. Ferner überrumpelte er die Flottenstation, die bei Oreos*) vor Anker lag, wobei zwanzig Transportschiffe sammt Ladung in seine Hände fielen; die andern, die mit Getreide vollgeladen waren, ließ er versenken. Auch eroberte er vier Kriegsschiffe mit fünf Ruderreihen. Sodann lieferte er noch eine zweite Schlacht, worin er den gewesenen Consul Hostilius zurückdrängte, als dieser das Eindringen auf der Seite von Elimia**) erzwingen wollte. Und als Letzterer verstohlenerweise den Einmarsch über Thessalien versuchte, schreckte ihn Philippus dadurch ab, daß er ihm abermals eine Schlacht anbot.

Als Nebenarbeit bei diesem Kriege führte Philippus einen Feldzug gegen die Dardanier***) aus, — wie wenn ihm eben die Römer gar keine Sorge machten und freie Zeit genug übrig ließen! Er hieb zehntausend Barbaren nieder und schleppte bedeutende Massen von Beute hinweg. Zugleich wiegelte er in der Stille die Gallier auf, die am Ister wohnen und Bastarner genannt werden, — eine tapfere Armee von Reitern! — und ebenso ließ er an die Illyrier durch ihren König Genthius die Aufforderung ergehen, sich an dem Kriege zu betheiligen. Es ging sogar stark das Gerücht, daß diese Barbaren von Perseus in den Sold genommen worden seien, um durch das untere Gallien längs dem adriatischen Meere einen Einfall in Italien zu machen.

10. Bei diesen Nachrichten fanden es die Römer für gut, ohne weitere Rücksicht auf Gunst und Empfehlungen bei der Besetzung der Oberbefehlshaberstellen nur einen solchen Mann zur obersten Führung zu berufen, der die nöthige Einsicht besäße und große Unternehmungen zu leiten verstünde.

Dieser Mann konnte Niemand sein, als Paulus Aemilius, der zwar im Alter schon vorgerückt und etwa ein Sechziger war, dagegen noch eine frische Leibeskraft besaß und einen dichten Kreis von Eidamen, herangewachsenen Söhnen, vielen einflußreichen Freunden und Verwandten um sich hatte, die ihn insgesammt zu bewegen suchten, dem Rufe des Volkes zum Consulate Folge zu leisten.

---

*) Oreos, früher Histiäa, im Norden von Euböa.
**) Elimia, makedonische Landschaft neben Epirus.
***) Dardanier im heutigen Serbien.

Anfangs zeigte er sich nun gegenüber dem Volke äußerst spröde und wich allen noch so eifrigen Bestrebungen desselben aus, als wäre ihm an einer hohen Stellung gar nichts mehr gelegen. Als die Bürger jedoch Tag für Tag ihm vor die Thüre liefen und mit lautem Geschrei ihn aufforderten, auf das Forum zu kommen, ließ er sich endlich bewegen.

Gleich sein erstes Erscheinen unter den Consulatsbewerbern machte den Eindruck, als finde er sich auf dem Wahlplatz nicht sowohl ein, um ein Kommando zu erhalten, sondern um seinen Mitbürgern selbst den entscheidenden Sieg im Kampfe zu bringen und zu übergeben. So groß war die Hoffnung und Freude, womit man ihn von allen Seiten empfing. Man übertrug ihm zum zweiten Male das Consulat, ohne dabei irgend eine Verloosung zu gestatten, wie dieß sonst hinsichtlich der Provinzen der Fall war. Statt dessen decretirte man ihm sofort die Führung im makedonischen Krieg.

Als er somit zum Obergeneral gegen Perseus ernannt war, wurde er, wie man erzählt, in glänzender Weise von dem gesammten Volke nach seiner Wohnung heimbegleitet. Dort habe er nun sein Töchterlein Tertia, die noch ein Kind war, in Thränen schwimmend angetroffen. Er habe sie unter Liebkosungen gefragt, warum sie so betrübt sei? Darauf habe sie ihn umschlungen, abgeküßt und gesagt: „weißt du denn nicht, Papa, daß uns der Perseus gestorben ist“? — womit sie ein Hündchen meinte, das so hieß und ihr Kamerädchen war. — „Nun Glück zu, mein Kind“! habe Aemilius geantwortet; — „den Vogel nehm' ich an“!*) (Cicero berichtet diese Anekdote in seiner Schrift de divinatione.)

11. Während nun Alle, die ein Consulat erhielten, sich dafür gleichsam zu bedanken und daher auf den Rostris eine freundliche Ansprache an das Volk zu halten pflegten, berief zwar Aemilius gleichfalls seine Mitbürger zu einer Versammlung, gab dann aber folgende Erklärung ab. „Um das erste Consulat — waren seine Worte — habe er sich beworben, weil er selbst eine hohe Stellung gewünscht, — um das zweite, weil sie einen Feldherrn brauchten. Er habe also gar nicht nöthig, dankbar zu sein. Wenn sie meinten: „es werde

*) D. h. diese Weissagung ist mir ganz willkommen.

unter einem Andern mit dem Kriege besser gehen", — so trete er von dem Kommando wieder ab. Wenn sie dagegen ihm ihr Vertrauen schenkten, sollten sie nicht nebenher den Feldherrn spielen wollen und Geschwätze machen, sondern ganz still das Erforderliche für den Krieg herbeischaffen. Denn, wenn sie ihren Kommandanten zu kommandiren suchten, würden sie in jedem Feldzug eine noch lächerlichere Figur machen, als jetzt schon".

Durch diese Aeußerungen flößte er den Bürgern eine hohe Achtung für seine Person ein, wie auch eine bedeutende Erwartung von der Zukunft. Jedermann freute sich, daß man, mit Uebergehung der Schmeichler, einen Mann zum Feldherrn gewählt hatte, der Freimuth und edlen Stolz besaß. So ganz war damals das römische Volk noch den Rücksichten der Tugend und der Ehre unterthan, um zur Macht zu gelangen und das erste unter den Völkern zu werden.

12. Aemilius Paulus hatte, als er nun in's Feld eilte, eine günstige Seefahrt und konnte seine Reise ohne alle Schwierigkeiten beendigen. Ich schreibe dieß dem Himmel zu, der ihn schnell und sicher in's Lager hingelangen ließ. Wenn ich aber sehe, daß dieser Krieg, dieser Feldzug theils durch seine muthige Kühnheit, theils durch vortheilhafte Entschließungen, theils durch beherzte Dienstleistungen seiner Freunde, theils durch Keckheit gegenüber der Gefahr und durch die Ausführung geeigneter Berechnungen glücklich geführt wurde, so vermag ich diese glorreichen und ausgezeichneten Erfolge nicht, wie bei anderen Feldherrn, bloß dem sogenannten Glücksstern unseres Helden zuzuschreiben. Höchstens könnte man etwa in dem Geize des Perseus ein dem Aemilius günstiges Geschick für seine Unternehmungen finden. Denn dieser Geiz war es allerdings, was die glänzende und in ihren Hoffnungen auf den Krieg großartig gehobene Macht Makedoniens umstürzte und niederwarf, weil Perseus dem Gelde gegenüber sich als Feigling herausstellte.

Es waren, auf seinen eigenen Wunsch, Bastarner bei ihm angekommen, — zehntausend Reiter, je mit einem sog. „Nebenmann" — lauter Söldlinge, lauter Leute, denen Ackerbau, Schifffahrt, oder das Leben eines Hirten vom Ertrag seiner Heerde völlig unbekannt war, indem sie vielmehr nur eine einzige Kunst, ein einziges Geschäft betrieben, — das Geschäft, sich allezeit zu schlagen und ihre Gegner zu

überwältigen. Als nun diese Bastarner in der Landschaft Mädika*) lagerten und dort mit den vom Könige abgesandten Truppen in Verbindung traten, — hochgewachsene Männer, bewunderungswürdig in ihren Fertigkeiten, prahlerisch und hochfahrend in ihren Drohungen gegen den Feind, — da gewannen die Makedonier eine volle Siegesgewißheit und die feste Ueberzeugung, daß die Römer nimmermehr Stand halten, sondern schon bei dem bloßen Anblick und bei der fremdländischen, gräßlichen Art, wie die Bastarner sich bewegten, in den höchsten Schrecken verfallen würden. Dieß war die Stimmung, in welche Perseus seine Leute versetzt, — solcherlei die Hoffnungen, womit er sie erfüllt hatte. Aber jetzt machte man ihm eine Anforderung von tausend Goldstücken auf jeden Führer; darüber wurde es ihm ganz schwindelig und wirr im Kopfe. In seiner Knauserei schlug er das Gesuch ab und ließ die Bundesgenossenschaft wieder fahren, — gerade, als wäre er, statt eines Gegners im Felde, vielmehr ein Finanzbeamter Roms, und müßte einmal dem Feinde genaue Rechenschaft ablegen über alle auf den Krieg verwendeten Summen! und doch besaß er an ihnen treffliche Lehrmeister; denn abgesehen von den sonstigen Rüstungsgegenständen, hatten sie hunderttausend Mann Soldaten beisammen, die für jeden Gebrauch in der Nähe standen. Und er, der gegen eine so ungeheure Macht einen Krieg zu beginnen wagte, — einen Krieg, wobei schon die Nebenkosten sich außerordentlich hoch belaufen, — zählte und versiegelte mit größter Aengstlichkeit sein Gold, das er, wie fremdes Eigenthum, nicht anzurühren wagte. Und das that er, obwohl er nicht von einem Lydier oder Phönikier abstammte, sondern gemäß seinen verwandtschaftlichen Beziehungen die Eigenschaften eines Alexander und Philippus beanspruchte, welche nur deßhalb überall die Sieger blieben, weil sie die Ueberzeugung hegten, daß man mit dem Gelde die Macht erkaufen muß und nicht mit der Macht das Geld. Daher sagte man z. B. daß nicht Philippus, sondern Philippus' Gold die griechischen Städte erobere. Und als Alexander beim Beginn des indischen Feldzugs bemerkte, wie schwerfällig und überlästig bereits für seine Makedonier der nachgeschleppte persische Reichthum

*) Landschaft im nördlichen Makedonien.

wurde, so ließ er zu allererst die königlichen Wägen in Brand stecken und bewog sodann auch die anderen Leute, das Nämliche zu thun, so daß sie ganz leicht in den Krieg aufbrechen konnten, wie wenn ihnen eine Last abgenommen wäre. Perseus dagegen, der sein eigenes Gold, wie das seiner Kinder und seines Königreichs, auf Haufen aufgeschüttet hatte, wollte nicht mit diesem Opfer einer geringen Summe sich retten; nein, lieber wollte er mit großen Schätzen als der reiche Gefangene sich hinschleppen lassen, um den Römern zu zeigen, wie viel er durch seine Sparsamkeit für sie aufgesteckt!

13. Denn er schickte nicht nur die Gallier wieder heim, nachdem er sie angelogen, sondern that ein Gleiches auch bei dem illyrischen König Genthius, den er durch das Anerbieten von dreihundert Talenten gleichfalls zum Kriege aufgestachelt hatte. Zuerst legte er das Geld den Abgesandten des Genthius pünktlich gezählt vor und ließ es von denselben versiegeln. Als nun Genthius in der Ueberzeugung, das Verlangte wirklich zu besitzen, eine freilich frevelhafte und abscheuliche That verübte, indem er die bei ihm angelangten römischen Gesandten festnehmen und einsperren ließ: so glaubte Perseus, daß für die Aufhetzung zum Kriege jetzt kein Geld mehr nöthig sei; Genthius habe ja bereits die allersichersten Pfänder für seine Feindschaft gegeben und durch eine Schuld von so großer Bedeutung sich entschieden in den Kampf gestürzt. Er beraubte also den Unglücklichen seiner dreihundert Talente und ließ es unbekümmert geschehn, daß derselbe wenige Zeit darauf sammt seinen Kindern und seiner Gemahlin von dem mit Truppen gegen ihn abgesandten Feldherrn, Lucius Anicius, aus seinem Königreiche ausgehoben wurde, wie ein Vogel aus seinem Neste.

Dieß war der Feind, gegen den jetzt Aemilius heranrückte und den er einerseits verachtete, während er andrerseits dessen Vorbereitungen und Streitkräfte bewundern mußte. Perseus besaß viertausend Reiter und nahezu vierzigtausend Mann Fußvolk zur Phalanx. Er hatte an der Seeküste, nahe am Fuß des Olympusgebirgs, auf einem Terrain, das nirgends eine Annäherung gestattete und überdieß nach allen Richtungen von ihm mit Schanzen und hölzernen Schutzwerken wohl gesichert war, eine feste Stellung eingenommen. Hier verblieb er im Gefühl der größten Sicherheit, indem er den Aemilius durch die

Länge der Zeit und durch den Verbrauch an Geld mürbe zu machen vermeinte.

Allein Letzterer war in seinen Ueberlegungen sehr thätig und kam dabei an allen möglichen Planen, allen möglichen Versuchen herum. Da er jedoch wahrnahm, daß sich seine Soldaten wegen der bisherigen schlechten Mannszucht nicht in der rechten Ordnung befanden und mit vielen unpraktischen Vorschlägen seine strategischen Plane durchkreuzten, so gab er ihnen hierüber einen Verweis und zugleich die Ermahnung: keine unnöthigen Dinge zu treiben, noch sich um etwas Anderes zu kümmern, als lediglich jeder Mann um seine eigene Person und seine Waffen, um den Leib tüchtig zu machen und das Schwert nach ächter Römerart brauchen zu können, sobald ihnen der Feldherr hiefür den rechten Augenblick an die Hand gebe. Auch befahl er Nachts die Wachen ohne Lanze abzuhalten, weil sie voraussichtlich besser aufmerken und gegen den Schlaf sich wehren mußten, wenn sie nicht im Stande waren, sich gegen anrückende Feinde zu vertheidigen.

14. Am meisten litten die Menschen durch Mangel an Getränke; denn nur hart am Meeresrande schweißte ein wenig Wasser in Tropfen hervor und auch dieses war schlecht. Nun sah Aemilius das große, ganz von Bäumen bedeckte Gebirge des Olympus gerade darüber liegen und schloß aus der grünen Farbe der Waldung, daß der Berg Quellen haben müsse, die sich in der Tiefe verlieren. Um diesen Luft zu schaffen, ließ er am Fuß des Gebirgs eine große Anzahl von Schachten graben. Und augenblicklich füllten sie sich mit reinem Wasser, das durch den natürlichen, lebhaften Zug des Zusammengedrängten von selbst in den leeren Raum hineinlief.

Allerdings behaupten Einige, es sei kein fertiges, verstecktes Wasser, dessen Quellen im Innern der Orte liegen, aus denen es fließt, und es sei keine bloße Aufdeckung, kein bloßes Hervorbrechen, wenn es nun ausgeworfen werde, sondern es entstehe und bilde sich hier erst, indem der vorhandene Stoff nunmehr eine tropfbare Form annehme; und diese tropfbare Form wiederum nehmen die feuchten Ausdünstungen in Folge von Verdichtung und Kälte an, wann sie in der Tiefe durch den Druck zu einem flüssigen Körper werden. Es verhält sich (sagt man), wie bei der Frauenbrust, die keineswegs gefäß-

artig von zuströmender fertiger Milch angefüllt ist; vielmehr durch innere Verwandlung des aufgenommenen Nahrungsstoffes wird die Milch erst bereitet und durchgeseiht. Ebenso enthalten auch die kühlen und quellenreichen Orte der Erde keineswegs ein nur verdecktes Wasser, oder Höhlungen, die aus einem fertigen, zu Grunde liegenden Vorrath alle die reißenden, tiefen Strömungen so vieler Flüsse hervortreten lassen, sondern Luft und Dünste werden in ihren engen Räumen durch den Druck und die Verdichtung erst in Wasser umgewandelt. Plätze, wo aufgegraben wird, schweißen und träufeln daher ein größeres Quantum von Flüssigkeit aus bei einer solchen handgreiflichen Berührung, — gerade wie die Frauenbrust beim Säugen, — indem sie die Ausdünstungen erst tropfbar und consistent machen. Dagegen ein Boden, der in träger Ruhe verschlossen bleibt, ist todt für die Erzeugung von Gewässern, weil er jene, die Feuchtigkeit erst schaffende Bewegung nicht besitzt.

Allein mit diesen Behauptungen gibt man zugleich den Zweiflern die Einwendung an die Hand, daß auch in den lebendigen Wesen kein Blut sei, sondern sich dieses erst durch die Wunden erzeuge, — in Folge der Verwandlung irgend eines luft- oder fleischartigen Stoffes, wodurch erst das Zerschmelzen in eine tropfbare Form hervorgebracht werde.

Ein Gegenbeweis liegt auch in den starken Gewässern, die uns bei dem Bau von Stollen und Bergwerken, selbst in der größten Tiefe, entgegenkommen und begreiflicherweise sich nicht erst nach und nach zusammenbilden könnten, wenn sie ihre Entstehung wirklich nur einer plötzlichen Aufrührung der Erde verdanken sollten, sondern vielmehr in großer Massenhaftigkeit auf einmal hervorströmen. Auch bei Bergen und Felsen, die mit Einem Schlage aufgesprengt werden, ist schon oft eine gewaltige Wassermenge hervorgebrochen, hat aber sodann wieder nachgelassen. Doch genug hievon!

15. Einige Tage blieb Aemilius ganz still; ja noch niemals soll die Ruhe so vollständig gewesen sein, wenn zwei große Armeen sich unmittelbar gegenüberstanden.

Bei seinen unabläßigen Bemühungen und Versuchen erfuhr er endlich, daß ein einziger Paß noch unbesetzt gelassen werde, — der

Paß, welcher durch Perrhäbien*) an Pythium und Petra vorüberführt. Der Umstand, daß diese Oertlichkeit unbewacht war, gab ihm eine viel größere Hoffnung, als er den Grund dieser Unterlassung, die Beschwerlichkeit und Rauhigkeit des Terrains, fürchtete.

Er hielt daher einen Kriegsrath. Der Erste unter den Anwesenden, welcher sich erbot, war der Schwiegersohn des Scipio Africanus, Scipio Nasika, welcher später in dem Senat die Hauptrolle spielte. Dieser übernahm die Führerschaft bei der beabsichtigten Umgehung. Als der Zweite erhob sich voll muthiger Bereitwilligkeit der älteste von Aemilius' Söhnen, der noch jugendliche Fabius Maximus.

Freudig überließ ihnen Aemilius — nicht so viele Soldaten, als Polybius berichtet, wohl aber diejenige Anzahl, welche Nasika selbst als empfangen angibt und zwar in einem kurzen Briefe, den er über diese Unternehmung an einen der Fürsten geschrieben hat. Es waren dreitausend Mann italischer Bundesgenossen und der linke Flügel, gegen fünftausend Mann. Dazu nahm Nasika noch 120 Reiter und von dem gemischten Corps unter Harpalus, das aus Thrakiern und Kretern befand, zweihundert Mann.

Mit diesen Truppen marschirte er rasch auf dem Weg nach dem Meere zu und schlug sein Lager dann bei Herakleum**) auf, wie wenn er beabsichtigte, mit der Flotte einen Kreis zu beschreiben und so das feindliche Lager einzuschließen. Sobald aber die Soldaten ihre Abendmahlzeit eingenommen und das Dunkel begonnen hatte, theilte er den Offizieren seinen wahren Zweck mit. Hierauf zog er während der Nacht in entgegengesetzter Richtung wieder vom Meere hinweg, machte dann Halt und ließ sein Heer unten am Tempel des pythischen Apollo ausruhen.

Hier erstreckt sich die Höhe des Olympus auf mehr, als 10 Stadien. Dieß wird durch die Inschrift des Vermessers in folgenden Worten ausgedrückt:

---

*) Perrhäbien in Nordthessalien, durch den Olymp und die kambunischen Berge von Makedonien getrennt. Pythium, Apollotempel auf dem Olymp. Petra unbekannt.

**) Herakleum, äußerster Gränzort Makedoniens gegen Thessalien.

„Auf des Olympos' Gipfel — da stehet der Tempel Apollo's;
Aber die Höhe beträgt, — sie wurde gemessen mit Senkblei —
Völligen Maßes der Stadien zehn, und ferner darüber
Noch ein Plethrum, woran fehlen der Füsse noch vier.
Aber Eumelos' Sprosse, Xenagoras, suchte des Weges
Messung; sei du gegrüßt, König, und gnädig in Huld!"

Uebrigens behaupten die Mathematiker, daß weder die Höhe eines Berges, noch die Tiefe des Meeres irgendwo zehn Stadien übersteige. Andrerseits scheint auch Xenagoras seine Messungen nicht oberflächlich, sondern ganz methodisch und mit Instrumenten vorgenommen zu haben.

16. Nasika blieb nun die Nacht hindurch an diesem Orte stehen. Perseus aber, der den Aemilius auf seinem Posten ganz bewegungslos sah und keinen Gedanken an das hatte, was vorging, erhielt durch einen auf dem Marsche desertirten Kretenser Nachricht von seiner Umgehung durch die Römer.

Trotz seiner Bestürzung hierüber machte er mit dem Gros seiner Armee dennoch keine Bewegung, sondern schickte nur zehntausend Mann Soldtruppen und zweitausend Makedonier unter Milo ab, mit dem Befehl, sich zu beeilen und die Pässe zu besetzen. Diese Truppe soll nun, nach Polybius, von Nasika im Schlafe überfallen worden sein. Dagegen erzählt Nasika selbst, daß auf den höchsten Punkten ein heftiger und gefährlicher Kampf stattgefunden habe; er selbst habe einen thrakischen Soldaten von den Miethtruppen, der ihn persönlich angriff, mit einem Lanzenstich durch die Brust niedergeworfen; und als die Feinde verscheucht gewesen und Milo schmählich davongelaufen sei, — ohne seine Waffen, im bloßen Unterkleide, — da habe er in voller Sicherheit ihm nachgehen und zugleich sein Armeecorps in das Land herunterführen können.

Nach diesen Unfällen, die er erlitt, brach Perseus in aller Geschwindigkeit auf, um rückwärts zu ziehen; denn er war jetzt voller Angst und in allen seinen Hoffnungen getäuscht. Doch zwangen ihn die Umstände, entweder eben dort vor Pydna Stand zu halten und eine Schlacht zu versuchen, oder mit einem Heere, das in die einzelnen Städte zerstreut war, den Kampf anzunehmen, der nun einmal in das Land hereingekommen war und ohne vieles Blutvergießen und bedeutenden Menschenverlust nicht mehr aus demselben entfernt werden

konnte. „An Zahl der Mannschaft — sagte man Perseus — sei er an Ort und Stelle überlegen; die Kampflust sei in hohem Grade vorhanden, da sich die Leute für Weib und Kind schlügen, und zwar vor den Augen ihres Königs, der bei jeder Gefahr an ihrer Spitze stehe.“ Mit solchen Vorstellungen suchten die Freunde des Perseus diesen Fürsten zu ermuthigen. Er ließ sogleich ein Lager schlagen und die Aufstellung zur Schlacht nehmen, besichtigte das Terrain und vertheilte die Führerstellen, um den Römern unmittelbar bei ihrem Anmarsch entgegenzutreten.

Das Terrain bestand theils aus einer Ebene, — was für die Phalanx günstig war, die zum Auftreten eine flache Oertlichkeit und glatten Boden bedarf, — theils aus einer fortlaufend zusammenhängenden Hügelreihe, wie sie für die verschiedenen Arten von Leichtbewaffneten mancherlei Gelegenheit zur eigenen Deckung und zur Umgehung des Gegners bot. Mittenhindurch ziehen sich die beiden Flüsse Aeson und Leukus. Diese waren damals — gegen Ende der Sommerzeit — nicht gerade tief; aber dennoch schienen sie den Römern einige Schwierigkeit für ihre Operationen bereiten zu können.

17. Nachdem Aemilius seine Vereinigung mit Nasika bewerkstelligt hatte, zog er in geschlossenen Reihen gegen den Feind herunter. Als er jedoch dessen Aufstellung und große Anzahl bemerkte, ward er stutzig, ließ Halt machen und bedachte sich die Sache noch einigermaßen.

Die jungen, nach einer höheren Stellung strebenden Offiziere, welche gar zu gerne geschlagen hätten, ritten zu ihm heran und baten ihn wiederholt, nicht länger zu zögern. Vor Allen that dieß Nasika, der durch seinen günstigen Erfolg auf dem Olympus keck geworden war. Aber Aemilius lächelte nur. „Ja, wenn ich in deinem Alter stünde!“ sagte er. „Aber meine vielen Siege haben mich über die Fehler belehrt, welche die Besiegten gemacht. Das hindert mich, gleich von dem Marsche aus mich in eine Schlacht einzulassen mit einer bereits in voller, fertiger Aufstellung befindlichen Armee.“

Hierauf gab er den vordersten, im Angesichte des Feindes stehenden Truppen Befehl, sich in Cohorten aufzustellen, um scheinbar die Formation einer Schlachtordnung zu beginnen, während die rückwärts stehenden Theile Kehrt machen und auf derselben Stelle die Umwallung

für ein Lager aufwerfen sollten. Indem nun immer die mit den Letzten zusammenhängenden Truppen ein stilles Rückzugsmanöver ausführten, hatte er unvermerkt seine Schlachtaufstellung wieder aufgelöst und ohne Geräusch die ganze Mannschaft in dem Lager untergebracht.

Als es aber Nacht geworden war und die Soldaten nach dem Abendessen sich zum Schlafen und Ausruhen anschickten, begann urplötzlich der Mond, der zuvor voll am Himmel stand, sich zu verdunkeln; die Helle verließ ihn; er spielte noch mehrmals in buntem Farbenwechsel; dann verschwand er. Die Römer — nach althergekömmlichem Brauch — suchten sein Licht durch lärmendes Getöse mit Metall wieder zurückzurufen und streckten eine große Menge von Feuerbränden und Fackeln gen Himmel. Nichts dergleichen geschah bei den Makedoniern. Hier lagerte sich Schauder und Entsetzen über dem ganzen Heer und es ging allmälig ein Geflüster fast überall umher: „Diese Erscheinung bedeute den Untergang des Königs!“

Nun war Aemilius keineswegs so ganz ohne Kenntnisse und Erfahrung von den Unregelmäßigkeiten einer Verfinsterung, wie sie den Mond während seines Umlaufs zu bestimmten Zeitperioden in den Schatten der Erde führt und dadurch so lange verschwinden läßt, bis er an dem verdunkelten Raume vorübergezogen ist und dann, der Sonne gegenüber, wieder sein Licht gewinnt. Indessen war er ein äußerst religiöser Mann, ein großer Freund von Opfern und Mantik. Sobald er daher den Mond wieder rein hervorbrechen sah, ließ er demselben eilf junge Rinder schlachten. Ebenso opferte er bei Tagesanbruch dem Herkules eine Anzahl von Stieren — bis auf zwanzig, ohne günstige Zeichen zu empfangen. Erst beim einundzwanzigsten traten solche ein und sprachen den Sieg aus „bei bloßer Vertheidigung“.

Aemilius gelobte also dem Gotte noch weitere hundert Stiere und festliche Kampfspiele; dann ertheilte er seinen Offizieren Befehl, das Heer in Schlachtordnung aufzustellen. Er selbst wartete das allmälige Niedersinken der Sonne nach Westen ab, damit nicht in der Morgenzeit ihr Licht seinen kämpfenden Soldaten unbequem in's Gesicht scheinen sollte. Er ließ also die nöthige Zeit herumgehen,

während er ruhig in seinem Zelte sitzen blieb, das nach der Ebene und dem Lagerplatz der Feinde zu geöffnet war.

18. Gegen Abend erfolgte von Seiten der Feinde der Angriff, den Aemilius — nach der einen Angabe — durch eine Kriegslist herbeiführte, indem die Römer ein Pferd ohne Zaum und Zügel vor sich her und unter sie hineinjagten. Man verfolgte dasselbe und daraus entwickelte sich der Kampf.

Andere erzählen, ein Zug Lastthiere, welche Futter herbeischleppten, sei von Thrakiern unter Anführung eines gewissen Alexanders angegriffen und nun auf Letztere ein heftiger Anfall von sechshundert Liguriern ausgeführt worden. Da beide Theile Verstärkung erhielten, so habe sich auf diese Weise die allgemeine Schlacht entsponnen.

Aemilius, der, wie ein Steuermann, aus dem eingetretenen Gewoge und den Bewegungen der Heere alsbald auf die Größe des bevorstehenden Kampfes schloß, kam jetzt aus seinem Zelte hervor und beging die Reihen seiner Legionen unter ermuthigenden Worten, während Scipio Nasica nach der Richtung des Scharmützels vorsprengte und die gesammte feindliche Armee nahezu schon im Handgemenge fand.

In erster Linie marschirten die Thrakier, deren Anblick ihm, nach eigenem Geständniß, den meisten Schrecken einflößte, — Leute von hoher Statur, in blendend heller Bewaffnung von Schild und Schiene — darunter mit schwarzen Röcken angethan, und hoch über der rechten Schulter gerade Säbel von schwerem Eisen schwingend. Neben den Thrakiern rückten die Söldner an, deren Ausrüstung eine manchfache war, wie denn auch unter ihnen Päonier*) steckten. Auf diese folgte ein dritter großer Zug, die Elite, unter den Makedoniern selbst nach Tapferkeit und jugendlicher Kraft das feinste Corps, blitzend in vergoldeten Waffen und neugefertigten Purpurgewändern. Während diese sich in ihre Ordnung stellten, tauchten die dichten Schaaren der sogenannten „Erzschilder" hinter den Wällen hervor und erfüllten die ganze Ebene mit dem Glanze des Eisens, mit dem Funkeln des Erzes, und zugleich hallte das Gebirge wieder von dem lärmenden Geschrei der Kommandirenden. Und so gewaltig war die Kühnheit,

*) Päonien im nördlichen Makedonien.

so groß die Schnelligkeit, womit sie heranrückten, daß die ersten Todten nur zwei Stadien weit vom römischen Lager niederstürzten.

19. Jetzt begann der Angriff und zugleich erschien Aemilius. Er fand, daß die Makedonier von den Kerntruppen bereits die Spitze ihrer Lanzen in die Schilde der Römer hineingestoßen hatten und dadurch das kurze römische Schwert nicht in ihre unmittelbare Nähe gelangen ließen. Gleich darauf nahmen auch die andern Makedonier ihre Schilde von der Schulter und setzten sich mit ihren, auf ein einziges Kommandowort schräg gesenkten Sarissen in Vertheidigungsstand gegen die Legionssoldaten.

Aemilius sah die Gewalt, die in diesem Zusammenschließen der Schilde lag, und die Gefahr der ihm entgegenstarrenden Lanzenspitzen; Bestürzung und Angst überfiel ihn. Noch niemals hatte er ein schauerlicheres Schauspiel gesehen und noch in späteren Zeiten gedachte er oftmals an jene Empfindungen, an jenen Anblick. Aber jetzt zeigte er vor den Augen der Kämpfenden nur ein ruhiges, heiteres Gesicht und ritt ohne Helm und Panzer an den Reihen vorüber.

Der makedonische König dagegen, wie Polybius erzählt, verfiel gleich, als die Schlacht ihren Anfang nahm, in völlige Entmuthigung, so daß er nach der Stadt (Pydna) fortsprengte, unter dem Vorwande, dem Herkules ein Opfer zu bringen, — dem Herkules, der doch kein feiges Opfer von feigen Menschen annimmt und eben so wenig unheilige Gebete zur Erfüllung bringt! Das wäre ja allerdings gegen jedes heiligste Gesetz der Natur, wenn Einer, ohne zu schießen, das Ziel treffen, — ohne Stand zu halten, der Sieger bleiben, — überhaupt, ohne etwas zu leisten, seinen Zweck glücklich erringen und als ein elender Feigling vom Schicksal begünstigt sein wollte! Dagegen Aemilius' Gebeten war der Himmel gnädig; denn dieser betete, mit dem Speer in der Hand, um Kraft im Kampfe und um Sieg; selbst fechtend rief er den Gott um seine Hilfe an.

Indessen erzählt allerdings ein gewisser Posidonius, (welcher eben in jenen Zeiten und während jener Ereignisse gelebt zu haben behauptet, auch eine Geschichte des Perseus in mehreren Büchern geschrieben hat), daß derselbe nicht aus Feigheit oder nur vorgeblicher Weise wegen des Opfers sich entfernt habe. Er sei vielmehr am Tage vor der Schlacht von einem Pferde an den Schenkel geschlagen wor-

den, und bei der Schlacht habe er, obgleich er sich in einem Zustande der Untüchtigkeit befand und seine Freunde ihn zurückzuhalten suchten, dennoch sich ein Packpferd herbeibringen lassen, dieses bestiegen und sich in die Reihen der Phalanx gestellt, ohne auch nur einen Panzer anzuziehen. Als nun Geschosse aller Art herüber und hinüberflogen, habe ihn ein Wurfspieß von massivem Eisen getroffen, zwar ohne ihn mit der Spitze selbst zu berühren, aber doch so, daß er seitwärts an der linken Hüfte gestreift, durch die Gewalt des Vorbeiflugs ihm das Kleid zerrissen und das Fleisch durch eine Strieme mit geronnenem Blute roth gefärbt wurde, wovon noch lange Zeit ein deutliches Mal zurückgeblieben sei.

Dies ist die Erzählung des Posidonius, worin er den Perseus zu rechtfertigen sucht.

20. So, wie die Römer der Phalanx gegenüberstanden, vermochten sie nicht dieselbe zu überwältigen. Da ergriff der pelignische Befehlshaber Salvius rasch die Fahne der ihm unterstehenden Truppen und schleuderte sie mitten in die Reihen der Feinde. Bei den Italern gilt es als das ärgste Verbrechen, seine Fahne im Stich zu lassen; daher rannten jetzt die Peligner rasch nach jenem Punkte hin. Und nun gab es beim Zusammentreffen ungeheure Thaten und ungeheure Verluste auf beiden Seiten. Die Einen versuchten, mit ihrem Schwert die Sarissen wegzuschlagen, mit dem Schild darauf einzudrängen, ja sogar durch Festhalten mit den Händen sie auf die Seite zu bringen; die Andern hielten mit aller Macht und beiden Händen ihre Schutzwehr fest und durchstießen die angreifenden Feinde mitsammt ihren Waffen, da weder ein Schild, noch ein Panzer gegen die Gewalt einer Sarisse Deckung gewährte; dann warfen sie die Leichen der Peligner und Marruciner*) sich nur rückwärts über den Kopf zurück, da diese, ganz ohne alle Ueberlegung, in wahrhaft thierischer Wuth den Wunden, die ihnen von dem Gegner drohten, und dem mit Gewißheit vorauszusehenden Tod entgegenstürmten.

Auf diese Weise war die vorderste Linie aufgerieben und nun begann das Gemetzel unter den weiter hinten aufgestellten Truppen. Hier kam es zwar nicht zu einer förmlichen Flucht, aber doch zu einem

*) Peligner und Marruciner wohnten im mittleren Italien.

Rückzug gegen den Berg Olokrus, so daß sogar Aemilius bei diesem Anblick, wie Posidonius erzählt, im Schmerz sein Kleid zerriß. Denn auch diese Abtheilung war bereits im Weichen begriffen und die übrigen Römer zeigten sich unschlüssig gegenüber der Phalanx, die keinen Angriffspunkt darbot, wohl aber durch die dichte Masse ihrer Sarissen, wie durch einen Wall gedeckt, heranrückte — unerreichbar von allen Seiten.

Glücklicherweise war das Terrain uneben und bei der großen Ausdehnung der Linien vermochten diese den Zusammenschluß der Schilde nicht vollkommen fest zu erhalten. Aemilius bemerkte daher, wie die makedonische Phalanx vielfach Lücken und Oeffnungen bekam, was auch ganz begreiflich ist bei großen Armeen und manchfaltigen, raschen Bewegungen der Kämpfenden. Als die Phalanx an einzelnen Punkten zurückgedrängt wurde, an andern dagegen vordrang, rückte er entschlossen heran, theilte seine Cohorten und gab Befehl, sich in die Zwischenräume und bloßgelegten Stellen der feindlichen Schlachtordnung hineinzustürzen und so beim alsbaldigen Handgemenge nicht blos ein einziges großes Treffen gegen den Gesammtfeind zu liefern, sondern in buntester Weise das Ganze in viele partielle Treffen zu zersplittern. Hierüber ertheilte Aemilius zunächst seinen Offizieren, sodann die Offiziere ihren Soldaten die nöthigen Anweisungen. Die Römer schlüpften und drängten sich zwischen den Waffen hinein, wobei sie die Einen von der Seite an den bloßgelegten Stellen angriffen, die Andern durch ihre Schwenkungen im Rücken faßten.

Sobald dies geschehen war, schien unmittelbar auch die Kraft und das Zusammenwirken der Phalanx dahin. Sie war durchbrochen und bei den verschiedenen Gefechten Mann gegen Mann, oder in kleinen Trüpplein konnten die Makedonier nur mit ihrem kurzen Säbel auf die festen, bis auf die Füße reichenden Schilde des Gegners schlagen, wogegen sie selbst mit ihren leichten Schildchen gegen das römische Schwert, das bei seiner Schwere und Wucht durch jede Waffe hindurchging, nur mühsam einigen Widerstand leisteten. Sie mußten sich also zur Flucht entschließen.

21. Auf dieser Seite war der Kampf sehr hartnäckig. Hier geschah es denn auch, daß Cato's Sohn, Marcus, des Aemilius Schwiegersohn, trotz aller Tapferkeit, die er zeigte, sein Schwert verlor.

Als junger Mann, der eine höchst sorgfältige Erziehung genossen hatte und seinem großen Vater auch Beweise großer Eigenschaften schuldig war, glaubte er sein Leben verwirkt, wenn er seine Waffe den Feinden preisgebe, so lange er selbst noch ein Leben habe. Er rannte daher in den Kampf zurück, und wo er einen Freund und Kameraden erblickte, erzählte er ihm seinen Unfall und bat um dessen Hilfe. Bald sammelte sich eine Schaar tüchtiger Leute. In Einem Zuge drängten sie sich durch die Andern hindurch und stürzten — um ihn, ihren Führer, geschaart — sich mitten in den Feind. Nach einem gewaltigen Ringen, wobei es viele Todte und Verwundete gab, trieben sie ihn aus seiner Stellung, und nachdem sie den geräumten, völlig leeren Platz besetzt hatten, begann man nach dem verlorenen Schwerte zu suchen. Da es unter so vielen Waffenstücken und Leichnamen von Gefallenen versteckt lag, so gelang die Auffindung nur mit Mühe. Dann aber wurden sie voll Jubels, erhoben ein Siegesgeschrei und stürzten sich in einer noch glänzenderen Weise unter die bis dahin vereinigt gebliebenen Schaaren der Feinde.

Zuletzt wurden auch die dreitausend Mann Elite, die noch in Reih und Glied aushielten und fortkämpften, insgesammt niedergehauen. Unter den andern, welche flohen, wurde ein gräßliches Blutbad angerichtet, so daß die Ebene und der Fuß des Gebirges völlig mit Todten besät und auch der Fluß Leukus noch am Tage nach der Schlacht ganz blutig war, als die Römer ihn überschritten. Es sollen nämlich mehr als 25,000 Makedonier gefallen sein, während der römische Verlust nach Posidonius hundert —, oder nach Nasika sogar nur achtzig Mann betrug.

22. Die Entscheidung in dieser Hauptschlacht erfolgte außerordentlich schnell. In der neunten Stunde hatte man zu fechten angefangen und vor der zehnten hatte man bereits gesiegt. Der Rest des Tages wurde noch zur Verfolgung benützt, die man über eine Entfernung von 120 Stadien bis an den späten Abend fortsetzte, worauf man von Weiterem abstand.

Den Meisten kamen ihre Diener mit Fackeln entgegen, um sie unter lautem Freudengeschrei in die Zelte zu führen, welche sie beleuchtet und mit Epheu- und Lorbeerkränzen geschmückt hatten.

Nur der Feldherr selbst war in tiefe Trauer versunken. Denn

von seinen beiden Söhnen, die den Feldzug mitmachten, war der Jüngere nirgends sichtbar, — ein Sohn, den der Vater am meisten liebte und welcher, wie derselbe deutlich sah, unter allen seinen Brüdern die größte Anlage zu hervorragenden Eigenschaften besaß. Da er jedoch ein leidenschaftliches, ehrgeiziges Gemüth hatte, auch den Jahren nach fast noch dem Knabenalter angehörte, so vermuthete Aemilius seinen völligen Untergang, indem er ja leicht in seiner Unerfahrenheit unter die kämpfenden Feinde hineingerathen sein mochte.

Diese Noth, diesen Schmerz des Feldherrn empfand man im ganzen Heere. Mitten im Essen sprang Alles auf und lief nach allen Richtungen mit Fackeln hinaus, — Viele nach dem Zelte des Aemilius, Viele vor den Wall, um dort unter den vordersten Todten zu suchen. Im ganzen Lager herrschte Niedergeschlagenheit und in der Ebene ließ sich überall ein Geschrei vernehmen, weil Jedermann nach Scipio rief; denn gleich von Anfang an stand dieser in hoher, allgemeiner Achtung, als ein Jüngling, dessen Temperament und Charakter ihn zum Feldherrn und Staatsmann befähigte, wie keinen Andern in seiner ganzen Verwandtschaft.

Bereits war es später Abend geworden und man hatte ihn nahezu aufgegeben, als er mit zwei oder drei Gefährten, bespritzt von dem Blut erschlagener Feinde, daher kam, nachdem er sich, wie ein junger Hund von edler Race, durch die Siegesfreude gar zu überschwenglich hatte hinreißen lassen. Dies ist der gleiche Scipio, welcher in der Folgezeit Karthago und Numantia zerstörte, durch seine trefflichen Eigenschaften weitaus der erste Mann des damaligen Roms wurde und sich den höchsten Einfluß im Staate erwarb. So verschob denn also das Schicksal bei Aemilius die Heimsuchung für sein Glück auf einen andern Zeitpunkt und ließ ihn für jetzt die vollkommene Freude seines Siegs genießen.

23. Perseus nahm auf der Flucht seinen Rückzugsweg von Pydna nach Pella, indem nahezu die ganze Reiterei sich glücklich aus dem Kampfe gerettet hatte. Als nachher die Fußgänger wieder mit derselben zusammentrafen, schalten sie nicht nur die Reiter als Feiglinge und Verräther, sondern stießen sie sogar vom Pferde herunter und gaben ihnen Schläge. Dies ging so weit, daß Perseus, in der Angst vor diesem Tumult, sein Roß von der Straße ablenkte, den

Purpurmantel, um seine Erkennung zu verhüten, herunterzog und auf den Boden hin legte, das Diadem selbst in den Händen trug. Um noch mit seinen Gefährten sprechen zu können, stieg er sogar ab, ging zu Fuße und zog das Pferd hinter sich her.

Aber von diesen Gefährten that nun der Eine, als müßte er seinen aufgegangenen Schuhriemen wieder festbinden, der Andere, als müßte er sein Pferd tränken, der Dritte als müßte er seinen Durst löschen. Unter solchen Vorwänden blieben sie zurück und liefen nach einander davon, — nicht sowohl, weil sie die Feinde, als weil sie die üble Laune ihres Königs fürchteten. Denn bitter geworden durch das gehabte Unglück, suchte Perseus die Schuld seiner Niederlage von sich selbst hinweg auf jeden Anderen zu schieben.

Als er Nachts in Pella ankam, traten ihm seine beiden Schatzmeister, Euktus und Eulaus, theils mit Vorwürfen über das Geschehene, theils mit freimüthigen Aeußerungen und Rathschlägen, die jedoch nicht an der Zeit waren, entgegen. Er gerieth hierüber so sehr in Zorn, daß er beide mit dem Dolche niederstach. Niemand blieb mehr an seiner Seite, außer Evander aus Kreta, Archidamus aus Aetolien und der Böotier Neon.

Von den Truppen folgten ihm nur noch die Kreter, nicht sowohl aus guter Gesinnung, als weil sie bei seinem Gelde ausharrten, wie die Bienen bei der Wabe. Denn er ließ eine Masse von Gegenständen mitführen und gab davon den Kretern Vieles zur Plünderung preis — Pokale, Mischkrüge und den sonstigen Apparat in Gold und Silber bis zum Betrag von 50 Talenten.

Als er jedoch zuerst in Amphipolis*), sodann von hier aus in Galepsus ankam, ließ seine Angst etwas nach. Er verfiel wieder in sein angeborenes, ältestes Leiden, die Knauserei, und jammerte bei seinen Freunden, „daß er von den Goldsachen Alexanders des Großen Einiges an die Kreter verschleudert habe; es sei aus Unkenntniß geschehen". Zugleich verlangte er von den jetzigen Besitzern unter Thränen und flehentlichem Bitten: sie möchten es wieder gegen Baar austauschen! Wer ihn nun genau kannte, merkte wohl, daß er nur

*) Amphipolis, östlich von Pella, auf einer Insel des Strymon gelegen; Galepsus südöstlich davon.

die Kreter „bekretern“*) wolle; wer sich aber beschwatzen ließ und das Seinige hergab, war geprellt. Denn er zahlte das Geld nicht aus, sondern nachdem er auf diese Weise von seinen eigenen Freunden dreißig Talente profitirt hatte, — welche bald darauf von den Feinden sollten weggenommen werden, — schiffte er mit denselben nach Samothrake**) hinüber und suchte dort als entronnener Flüchtling seinen Schutz im Tempel der Dioskuren (Kastor und Pollux).

24. Zwar sollen nun die Makedonier jederzeit Freunde des Königthums gewesen sein; allein jetzt schien mit dem geborstenen Fundamente das ganze Gebäude vollständig zusammengestürzt. Sie ergaben sich an Aemilius und machten ihn binnen zwei Tagen zum unumschränkten Herrn von Makedonien. Dies scheint denn auch die Ansicht zu bestätigen, wornach jene Ereignisse einem ganz besonderen Glück ihren Ursprung zu verdanken haben sollen.

Ueberdies war auch der merkwürdige Zufall, der sich bei einem Opfer ereignete, sichtbar von oben. Als Aemilius in Amphipolis opferte und die heilige Handlung bereits ihren Anfang genommen hatte, schlug der Blitz auf den Altar, zündete das Feuer an und half so den Gottesdienst vollbringen.

Der auffallendste Beweis von göttlicher Einwirkung und besonderem Glück ist jedoch das Gerücht von diesem Siege. Es war der vierte Tag seit der verlorenen Schlacht des Perseus bei Pydna, als zu Rom, wo das Volk gerade dem Schauspiel des Wettrennens zusah, urplötzlich in dem vordersten Theil des Theaters ein Gerede auftauchte, wornach Aemilius dem Perseus eine große Niederlage beigebracht habe und jetzt das gesammte Makedonien erobere. Dieses Gerücht verbreitete sich alsbald, wie ein Strom, unter der Menschenmasse; das Freudengeschrei und der Applaus schlug in hellen Flammen empor und erfüllte die Stadt denselbigen ganzen Tag. Aber dann, — als man das Gerede nicht auf eine zuverlässige Quelle zurückzuführen vermochte, sondern dasselbe nur eben gleichmäßig unter dem ganzen Publikum herumgehen sah, — dann zerfloß die ganze Sage wieder in ein Nichts auseinander. Indessen traf einige Tage später die sichere

---

*) Das heißt betrügen, — dem griechischen Wortspiel nachgebildet.
**) Samothrake, berühmte Insel an der thrakischen Küste.

Nachricht wirklich ein, und jetzt mußte man sich über die vorausgeeilte Kunde verwundern und wie diese in der Unwahrheit dennoch die Wahrheit enthalten hatte.

25. In ähnlicher Weise soll auch das Gerücht von dem Kampfe der Italioten am Flusse Sagra*) noch am gleichen Tage im Peloponnes, wie auch zu Platäa das von dem Siege der Griechen über die Perser bei Mykale sich verbreitet haben. Ferner, als die Tarquinier im Bunde mit den Latinern heranzogen, aber von den Römern geschlagen wurden, sah man gleich darauf zwei große, schöne Männer als eigene Siegesboten vom Heere kommen. Man vermuthete mit Grund in ihnen die Dioskuren. Der erste Mann, der ihnen auf dem Forum bei dem Brunnen begegnete, wo sie ihre förmlich schweißtriefenden Pferde sich abkühlen ließen, wunderte sich über ihre Aeußerungen von dem Siege. Darauf sollen sie ihn unter freundlichem Lächeln mit der Hand am Barte genommen haben und siehe da, der Bart bekam augenblicklich rothe Haare anstatt der schwarzen! Wie das Gerücht seinen Glauben, so erhielt dadurch jener Mann seinen Beinamen Ahenobarbus, d. h. Rothbart.

Alles dieses erhält eine gewisse Glaubwürdigkeit durch ein Ereigniß unserer Tage. Als nämlich Antonius**) sich gegen Domitian empörte und man deßhalb von Germanien her einen bedeutenden Krieg erwartete, ließ das Volk während der allgemeinen Bestürzung Roms urplötzlich und ganz unvermittelt ein Siegesgerücht auftauchen, das sich mit der größten Geschwindigkeit durch die Stadt verbreitete: „Antonius selbst sei getödtet und von dem unter ihm stehenden Heere sei bei der erlittenen Niederlage kein Mann übrig geblieben!“ Das Vertrauen auf diese Nachricht war so glänzend und vollwichtig, daß sogar viele hochgestellte Personen ihre Dankopfer darbrachten. Allein nun forschte man nach der ersten Quelle derselben; es fand sich Niemand. Man verfolgte die Kunde von Einem zum Andern; sie schien immer weiter rückwärts zu fliehen und schließlich verlor sie sich unter den

*) Sagra, Flüßchen in Bruttium, wo die Lokrer über die Krotoniaten siegten.

**) Lucius Antonius, Statthalter in Ober-Germanien. Die Deutschen hatten ihm Hilfe versprochen, wurden aber durch plötzliches Thauwetter am Heranzug verhindert, worauf Antonius in der Schlacht sein Leben verlor.

unendlichen Massen des Volkes, wie in einer unergründlichen Meerestiefe. Man sah deutlich, — sie hatte keinen bestimmten Anfang, und so verschwand denn auch das Gerücht bald wieder aus der Stadt. Als jedoch Domitian mit einem Truppencorps zum Kriege ausrückte, kam ihm schon unterwegs die förmliche Botschaft und ein Schreiben mit der Siegesnachricht entgegen. Der Tag des glücklichen Erfolgs traf mit dem des umlaufenden Gerüchts zusammen, obwohl die örtliche Distanz über zwanzigtausend Stadien*) beträgt. Und es gibt unter unsern Zeitgenossen Niemand, dem diese Umstände unbekannt wären.

26. Cnejus Octavius, der unter Aemilius die Flotte befehligte, warf nun vor Samothrake Anker, wo er zwar, aus Rücksicht auf die Tempel, dem Perseus sein Asyl unangetastet ließ, dagegen ihn an jeder Abfahrt, jedem Fluchtversuch verhinderte.

Dennoch gelang es dem Perseus auf irgend eine versteckte Weise, einen gewissen Kreter, Oroandes, der ein leichtes Fahrzeug besaß, dafür zu gewinnen, daß er ihn mit seinen Schätzen an Bord nehmen sollte. Allein dieser Mensch handelte ganz nach kretischer Manier. Er nahm wirklich die Schätze Nachts an Bord und hatte den Perseus angewiesen, in der folgenden Nacht sich mit seinen Kindern und der nothwendigen Bedienung an dem Hafen beim Cerestempel einzufinden. Allein gleich nach Anbruch des Abends war er bereits abgefahren.

Dem Perseus erging es nun aufs Jämmerlichste, nachdem er sich selbst, wie auch seine Gemahlin und Kinder, welche bisher noch gar keine Strapazen, gar kein Umherirren kennen gelernt hatten, durch ein enges Fensterchen hatte herausdefiliren lassen. Er stieß ein klägliches Seufzen aus, als er am Strande hin- und herlief, und ihm nun Jemand, der's gesehen hatte, die Mittheilung machte, daß Oroandes bereits auf hoher See weiter fahre.

Der Tagensanbruch stand nahe und aller Hoffnung baar flüchtete er sich also wieder nach der Mauer zurück. Hiebei blieb er zwar nicht unentdeckt, doch kam er mit seiner Gemahlin den Römern noch voraus. Seine Kinder nahm Jon, der in früheren Zeiten ein Liebling des Perseus gewesen war, aber jetzt an ihm zum Verräther wurde,

*) Fast 500 geographische Meilen.

rasch zusammen und lieferte sie dem Feind in die Hände. Dadurch gab dieser Jon eine Veranlassung, welche den stärksten Druck auf den armen Mann ausübte, so daß er, wie ein Thier, dem seine Jungen weggefangen sind, nun selbst dem Gegner, der die Kinder in seiner Gewalt hatte, in die Hände laufen und seine eigene Person übergeben mußte.

Nun setzte er noch das meiste Vertrauen auf Nasika und wünschte diesen zu sprechen; allein Nasika war nicht anwesend. Jetzt jammerte Perseus nur noch über sein Schicksal, und nachdem er von allen Seiten die Nothwendigkeit eingesehen hatte, lieferte er sich endlich in die Gewalt des Cnejus Octavius aus.

Dieß war die Zeit, wo er es am deutlichsten verrieth, daß in ihm noch ein niedrigeres Laster lag, als Geiz und Habsucht, — nämlich die Todesfurcht, wodurch er sich des Einzigen, was das Schicksal einer gefallenen Größe nicht nehmen kann, des Mitleids, selbst beraubte. Er bat, zu Aemilius geführt zu werden. Letzterer, der in Perseus einen bedeutenden Mann zu erblicken glaubte, welcher nur durch einen schweren, aller Theilnahme würdigen Schlag des Schicksals gefallen sei, erhob sich von seinem Sitze und ging ihm sammt seinen Freunden, mit Thränen im Auge, entgegen. Aber Perseus — in der That ein schmachvolles Schauspiel! — warf sich auf das Angesicht nieder und faßte ihn an den Knien, indem er Worte und Bitten der unedelsten Art hervorstieß, wie sie Aemilius nicht auszuhalten, oder auch nur anzuhören vermochte. Mit trauriger, schmerzvoller Miene blickte dieser vielmehr den König an. „Unglücklicher, — sagte er dann, — warum befreist du das Schicksal von dem schwersten Vorwurf, den man ihm machen konnte? Warum benimmst du dich so, daß man glauben muß: du seiest mit vollem Recht in's Unglück gefallen und habest keineswegs das jetzige, sondern dein früheres Loos nicht verdient? Warum erniedrigst du meinen Sieg und machst den großen Erfolg zu einem kleinen, indem du dich als einen Menschen erzeigst, der für die Römer kein tapferer, kein würdiger Gegner ist? Muth, — Muth gewinnt dem Unglücklichen ein gut Stück Achtung selbst bei dem Feinde. Aber Feigheit, selbst wenn sie vom Glück begünstigt wird, bleibt immer das Verächtlichste!“

27. Demungeachtet hob er den König auf und reichte ihm die Hand, worauf er ihn dem Tubero übergab. Hierauf zog er seine Söhne und Schwiegersöhne und von den sonstigen Offizieren hauptsächlich die jüngeren in das Innere seines Zeltes, wo er lange Zeit — in tiefes Nachdenken versunken — stille dasaß, so daß sich Jedermann verwunderte. Sodann begann er, vom Schicksal und menschlichen Dingen mit ihnen zu sprechen.

„Darf — sagte er — darf ein Mensch in augenblicklich günstiger Lage kühn und stolz werden, wenn er etwa ein Volk, eine Stadt, ein Königreich unterworfen hat? Muß nicht vielmehr gerade dieser Wechsel des Glücks, der dem Krieger ein deutliches Exempel menschlicher Schwachheit vor Augen stellt, ihn belehren, daß er nichts, gar nichts als bleibend und dauerhaft betrachten darf? Wie kann der Mensch noch einen Augenblick frohen Muth haben, wenn zumeist der errungene Sieg über Andere ihn zwingt, sich vor dem Schicksal zu fürchten, und wenn die Freude sich wieder in eine trübe Stimmung verkehrt bei dem Gedanken an das Glück, das auf der Kugel steht und bald dem, bald einem Andern hold ist? Alexander der Große schwang sich auf die höchste Stufe der Macht und war allgewaltig in der Welt. Seine ganze Nachfolgerschaft ist in dem Bruchtheil einer einzigen Stunde gefallen. Ihr habt sie Euch zu Füßen gelegt und Könige, die noch eben von so vielen Hunderttausenden Fußvolks, so vielen Tausenden Reiterei zu ihrem Schutze umgeben waren, — man sieht sie jetzt aus Feindeshand ihr tägliches Brod, ihren täglichen Trank empfangen! Meinet ihr, unsere eigene Macht habe eine gewisse Schicksalsdauer, um stark genug zu sein zum Widerstande gegen die Wirkungen der Zeit? Legt doch dieses unbändige Gebahren ab, ihr jungen Leute, — legt diesen übermüthigen Siegesjubel ab, werdet bescheiden und blicket mit Beben auf die Zukunft. Ja, bleibt in steter, banger Erwartung des Endes, das vielleicht der Himmel jedem Einzelnen zusenden wird als rächende Büßung für dieses hohe Glück der Gegenwart!“

Derartige Mahnungen soll Aemilius sehr ausführlich gesprochen und erst, als dieß geschehn, die jungen Männer wieder entlassen haben, die nun hinsichtlich ihres übermüthigen Rühmens durch sein einschneidendes Wort, wie durch einen Zügel, gar wacker zur Mäßigung angehalten waren.

28. Hierauf gönnte er seiner Armee einige Rast, während er selbst begann, sich Griechenland näher anzuschauen, und dabei ein Benehmen entwickelte, welches ebenso ruhmreich, als freundlich war. Durch seinen Besuch wußte er die Gemeinden völlig für sich einzunehmen; er stellte ihre bürgerlichen Einrichtungen fest und verwilligte ihnen Geschenke, — den einen Getreide aus den königlichen Magazinen, den anderen Oel. Denn der angehäufte Vorrath, der sich vorgefunden haben soll, war so bedeutend, daß die Anzahl der Empfänger und Bittsteller weit früher ausging, als die Masse des Gefundenen sich erschöpfte.

In Delphi sah er ein großes, viereckiges Piedestal, aus weißem Gestein zusammengefügt, auf welches ein goldenes Standbild des Perseus gesetzt werden sollte. Er befahl, dafür sein eigenes daraufzusetzen; denn „das gehöre sich, daß der Geschlagene dem Sieger Platz mache."

In Olympia soll er jene vielverbreitete Aeußerung gethan haben: „der Jupiter des Phidias — das sei der einzig ächte Jupiter Homers!"

Nach der Rückkehr der zehn Gesandten aus Rom gab er den Makedoniern ihr Land und ihre Städte wieder „zu freiem Besitz unter eigenen Gesetzen". Nur sollten sie 100 Talente Tribut an die Römer bezahlen, während sie bisher an die Könige mehr, als das Doppelte, hatten entrichten müssen.

Hierauf ließ er Opfer und Schauspiele, in mancherlei Wettkämpfen bestehend, veranstalten. Er hielt dabei feierliche Speisungen für die Götter und große Festessen, wozu er freilich die nöthigen Mittel reichlich aus den königlichen Schätzen entnehmen konnte. Außerdem aber beurkundete er dabei eine Ordnung, einen Anstand, eine feine Art, Jedem den Platz anzuweisen und die Hand zu drücken, einen so genauen, wohlüberlegten Takt in der entsprechenden Behandlung aller Einzelnen nach Stand und Wohlgesinntheit, daß sich die Griechen höchlich verwunderten, „wie bei ihm selbst das heitere Spiel nicht ohne den Ernst verbleibe und wie dieser Mann mitten in einer so großartigen politischen Thätigkeit auch noch den Kleinigkeiten gebührende Rechnung zu tragen wisse". Aemilius dagegen freute sich auch darüber, daß neben all diesem vielfachen und prächtigen Festapparate dennoch *seine*

Person für die Anwesenden den höchsten Genuß, das schönste Schauspiel bildete. Wenn man seine pünktliche Anordnung bewunderte, äußerte er immer: „es erfordere die gleichen geistigen Eigenschaften, eine militärische Aufstellung und ein Gastmahl gut zu dirigiren; die erstere müsse möglichst gefährlich werden für den Feind, das andere möglichst heiter für die Gäste.“

Mehr, als alles Andere, priesen jedoch die Leute seine edle, großherzige Gesinnung, indem er die Masse von Silber und Gold, das man aus den königlichen Schatzkammern zusammengebracht hatte, nicht einmal sehen wollte, sondern dasselbe sogleich den Quästoren für das Aerarium übergab. Nur bei den Büchern des Königs gestattete er seinen von wissenschaftlichem Eifer hocherfüllten Söhnen, dieselben für sich herauszunehmen; und ebenso gab er bei Vertheilung der Ehrenpreise „für Auszeichnung in der Schlacht“ seinem Schwiegersohn, Aelius Tubero, eine Trinkschale im Gewicht von 5 Pfund. Dieß ist der gleiche Tubero, von welchem wir oben erzählten, daß er mit fünfzehn anderen Verwandten zusammenwohnte, wobei sie sich insgesammt von einem kleinen Landgütchen ernährten. Und das Obige soll das erste Silber gewesen sein, welches überhaupt in das Aelische Haus hineinkam, von Ehre und Tapferkeit eingeführt; außerdem habe weder Mann noch Weib bei ihnen Gold oder Silber gebraucht.

29. Nachdem die neue Organisation von ihm in trefflicher Weise beendigt war, verabschiedete er sich von den Griechen und ermahnte namentlich die Makedonier, der ihnen von Rom verwilligten Freiheit eingedenk zu bleiben, indem sie sich dieselbe durch gute Gesetze und Eintracht bewahrten.

Hierauf brach er nach Epirus auf, weil er durch Senatsbeschluß Befehl hatte, den Soldaten, welche die Schlacht gegen Perseus unter ihm mitgemacht hätten, die dortigen Städte zur Plünderung preiszugeben. Seine Absicht ging nun dahin, alle zugleich und zwar ganz unerwartet und urplötzlich zu überfallen. Deßwegen ließ er aus jeder Stadt die zehn hervorragendsten Männer zu sich kommen und ertheilte ihnen den Auftrag, sämmtliches Gold und Silber, das sich in Häusern und Tempeln befinde, an einem angegebenen Tage abzuliefern. Mit jedem Einzelnen schickte er, angeblich zu dem gleichen Behufe, eine Bedeckung von Soldaten nebst einem höheren Offizier, wobei er die

Miene annahm, als sollten diese nur das Geld aufsuchen und übernehmen. Als der Tag gekommen war, begannen sie überall im völlig gleichen Augenblick mit dem Ueberfall und der Plünderung der Städte, so daß eine einzige Stunde genüge, um 150,000 Menschen zu Sklaven zu machen und 70 Städte zu zerstören. Aber so groß der Ruin, so furchtbar der allgemeine Untergang war: so betrug der Antheil, welchen der einzelne Soldat erhielt, doch nicht mehr, als eilf Drachmen, und die Welt schauderte über einem solchen Ende des Kriegs, wobei eine ganze Nation völlig in Stücke gehauen war, um dem einzelnen Mann einen so ganz unbedeutenden Profit in die Tasche zu jagen!

30. Nach Ausführung dieser Maßregel, welche im höchsten Grade seiner eigenen milden und edlen Natur widersprach, zog Aemilius nach Orikum*) an's Meer. Von hier setzte er mit seinen Truppen nach Italien über. Sodann fuhr er den Tiberfluß hinauf, und zwar auf einem sechzehnrudrigen königlichen Schiffe, das zum Staate mit erbeuteten Waffenstücken, rothen und purpuruen Tüchern oder Flaggen derart ausstaffirt war, daß die Römer schon außerhalb Roms ihr Volksfest feierten. Sie gingen gleichsam zum Ansehn eines Triumphzugs hin und anticipirten so durch ihre Begleitung des langsam den Strom herauf rudernden Schiffes den bevorstehenden Genuß.

Die Soldaten dagegen schielten nach den königlichen Schätzen hin, weil sie weniger davon empfangen hatten, als sie fordern zu können glaubten. Sie hegten hierüber eine unverkennbare Erbitterung und waren auf Aemilius sehr übel gestimmt. Sie beschuldigten ihn sogar öffentlich, daß er „ein fast unerträglicher, herrischer Befehlshaber über sie gewesen"! und thaten deßwegen höchst ungern einen Schritt, um für ihn einen Triumph zu erreichen.

Kaum bemerkte dieß Servius Galba, ein Feind des Aemilius, der jedoch zu den unter ihm dienenden Obersten gehörte, als er auch schon die Kühnheit hatte, offen zu erklären, daß man demselben keinen Triumph ertheilen dürfe. Nachdem er unter die Masse der Soldaten noch mancherlei Verleumdungen gegen den Feldherrn ausgestreut und

*) Orikum im sog. griechischen Illyrien, den untersten Theilen Italiens gegenüber.

ihren bereits vorhandenen Grimm noch in höherem Maße aufgestachelt hatte, verlangte er von den Tribunen „einen anderen Tag; denn der nunmehrige sei für die Begründung der Anklage unzureichend, indem er nur noch 4 Stunden übrig habe". Die Tribunen forderten ihn auf, die gewünschten Angaben sofort zu machen. Auf dieß begann er, sich in einer langen Rede zu ergehen, welche die ärgsten Beschuldigungen vielfacher Art enthielt. Hiedurch brachte er den Rest des Tages herum und nach Eintritt der Finsterniß wurde die Versammlung von den Tribunen aufgelöst. Dagegen rannten die Soldaten, denen bereits ihre Keckheit gewachsen war, nun zu Galba heran und rotteten sich beim nächsten Tagesanbruch abermals zusammen, um alsbald das Capitolium zu besetzen. Denn dort wollten die Tribunen unter ihrer Leitung eine Volksversammlung abhalten.

31. Mit Tagesanbruch begann die Abstimmung, und gleich die erste Tribus stimmte gegen den Triumph. Die Kunde von diesem Ereigniß drang unter das übrige Volk und in den Senat. Zwar fühlte nun die große Masse über eine solche schwere Beschimpfung des Aemilius den tiefsten Schmerz, allen es blieb bei Ausrufungen ohne Handeln. Dagegen äußerten sich die angesehensten Senatsmitglieder laut über die Entsetzlichkeit des Vorfalls. Sie forderten sich gegenseitig auf, gegen die Zügellosigkeit und Frechheit der Soldaten einzuschreiten, welche zuletzt zu jeder gesetzwidrigen und gewaltthätigen Handlung sich versteigen würden, wenn man es ihnen nicht erschwere, den Paulus Aemilius seiner Siegesehren zu berauben. Sie drängten sich also in großer Anzahl durch die Volksmenge hindurch und den Hügel hinauf. Dann ersuchten sie die Tribunen, mit der Abstimmung einzuhalten, bis sie gegen die Versammlung sich nach ihrem Wunsche ausgesprochen hätten.

Als nun Jedermann innehielt und die nöthige Stille herbeigeführt war, trat ein früherer Consul, welcher 23 Feinde im persönlichen Zweikampfe getödtet hatte, Marcus Servilius, als Redner auf: „die ganze Feldherrngröße des Paulus (sprach er) erkenne er erst jetzt recht, seit er sehe, wie voll von Insubordination, wie heillos die Armee sei, womit Paulus so schöne, so bedeutende Thaten glücklich vollbracht habe. Er müsse sich verwundern, daß das römische Volk, durch die Triumphe über Illyrien und Ligurien in Jubel versetzt, sich selbst die

Freude mißgönne, den makedonischen König lebendig und den Ruhm eines Alexander, eines Philippus tief unter den römischen Waffen in Gefangenschaft einher geführt zu sehen. Wie? (rief er aus) sollte das nicht entsetzlich sein? Als früher ein unsicheres Siegesgerücht sich plötzlich in der Stadt verbreitete, da habt ihr den Göttern geopfert, habt darum gebetet, von dieser bloßen Sage bald die Anschauung selbst empfangen zu dürfen. Jetzt ist der Feldherr mit dem wahrhaftigen Siege da, und ihr? Ihr nehmt mit Gewalt den Göttern ihre Ehre, euch selbst eure Freude! Es ist, als fürchtetet ihr euch, die ganze Größe solcher Erfolge anzuschaun; es ist, als wolltet ihr den Feind noch schonen! Freilich besser wär's, wenn das Mitleid gegen Jenen, als wenn der Neid gegen unsern Imperator der Grund wäre zur Einstellung des Triumphs! Aber das freche Wesen (fuhr er sodann fort) wird zu einer solchen Vollgewalt hinaufgesteigert und zwar von Euch, daß ein Mensch, der nie verwundet wurde, der an seinem Leibe glänzt von weichlicher Glätte und vom Stubenhocken, — daß ein solcher nun von Heerführung und Triumph vor uns zu sprechen wagt, die wir durch so viele Wunden eingeschult sind, um über Tugenden und Laster eines Feldherrn ein Urtheil zu haben!"

Dabei hielt Servilius sein Kleid auseinander und zeigte seine Narben auf der Brust, deren es eine ganz unglaubliche Anzahl war. Bei einer darauf folgenden Umdrehung enthüllte er noch einige weitere Körpertheile, die nach allgemeiner Ansicht nicht wohl mit Anstand vor einem ganzen Menschenhaufen entblößt werden können. Zu Galba sich wendend, sagte er dann: „du lachst über das? Ich rühme mich darüber vor meinen Mitbürgern. Denn zu ihrem Besten bin ich Tag und Nacht ohne Unterbrechung auf dem Gaul gesessen, und davon hab' ich das bekommen! Auf! Nimm sie jetzt und führ' sie zur Abstimmung! Ich will jetzt heruntergehn und Allen zur Seite bleiben, und will sehen, wer schlecht und undankbar ist und lieber im Kriege von Demagogen verführt sein will, als von seinem Generale „kommandirt!"

32. Durch diese Anrede wurde, wie man sagt, die gesammte Armee so niedergedonnert und umgestimmt, daß nun der Triumph für Aemilius von allen Tribus genehmigt wurde. Die Feierlichkeit ging folgendermaßen von statten.

Das Volk baute sich in den verschiedenen Rennbahnen, welche man „Circus“ heißt, sowie am Forum herum Gerüste auf und nahm auch die übrigen Stadttheile in Beschlag, je nachdem dieselben das Mitansehen des Festzugs ermöglichten. Alle Zuschauer trugen schöne, reine Kleidung. Jeder Tempel stand offen und war voll Guirlanden und Weihrauchduft. Eine Menge von Dienern und Liktoren, welche die unordentlich auf öffentlichen Plätzen zusammenstoßenden und hin- und herlaufenden Leute verscheuchten, hielt dadurch die Wege offen und gesäubert.

Der Festzug selbst war auf drei Tage vertheilt. Der erste Tag, welcher für die erbeuteten Statuen, Gemälde und Kolosse, die man auf 250 Wägen daherführte, kaum ausreichen wollte, erfreute durch den Anblick der ebengenannten Gegenstände. Am folgenden Tage wurden auf einer Menge von Wägen die schönsten und kostbarsten makedonischen Waffenstücke vorgeführt. Sie blinkten insgesammt mit ihrem neugeputzten Erz und Eisen. Hinsichtlich der Art, wie man sie gelegt hatte, war durch eine künstliche Gruppirung das Ganze so eingerichtet, daß es möglichst aussah, als wären sie nur eben massenweiß hingeworfen, wie sie von selber fielen. Auf den Schilden lagen Helme, auf den Beinschienen Panzer; kretische Kleinschilde, thrakische viereckige Schilde und Köcher mengten sich mit Pferdezügeln; durch Alles hindurch standen bloße Schwerter hervor oder steckten Sarissen zur Seite. Dabei hatten alle diese Waffen einen angemessenen freien Spielraum, so daß ihr Zusammenschlagen beim Transport einen wilden, furchtbaren Klang gab und man das Alles, trotzdem der Feind unterlegen war, doch nicht ohne Schreck mit ansehn konnte.

Nach den Waffenwägen folgte ein Aufmarsch von dreitausend Mann, welche in 750 Gefässen, deren jedes drei Talente hielt und von je vier Mann getragen wurde, gemünztes Silbergeld daherbrachten. Wieder andere trugen silberne Mischkrüge, Trinkhörner, Schalen, Becher, — alles Einzelne für den Anblick schön geordnet, und ebenso ausgezeichnet durch die Größe, wie durch die Dicke der getriebenen Arbeit.

33. Am dritten Tage, schon in aller Frühe, zog eine Trompetermusik auf, die jedoch keine Prozessions- oder Festzugsmelodie blies, sondern vielmehr ein römisches Schlachtlied. Nach derselben führte

man hundertundzwanzig Mastochsen mit vergoldeten Hörnern daher, die mit Binden und Kränzen geschmückt waren. Die jungen Männer, welche sie führten, zogen in prächtigen Schürzen mit buntem Saum zu der heiligen Handlung, — mit ihnen Knaben, goldene und silberne Opferschalen in der Hand. Hierauf kamen die Träger des gemünzten Goldes, welches, gerade wie das Silber, in Gefässe von je drei Talenten vertheilt war. Die Anzahl dieser Gefässe betrug 77. Auf diese folgten Männer, welche die heilige Schale hoch emporhielten, die Aemilius aus Gold, im Werth von zehn Talenten, und mit Edelsteinbesatz hatte verfertigen lassen, — ferner Leute, welche die Pokale des Antigonus und Seleukus, sowie andere von Theritles' Meisterhand, und sämmtliches goldene Tafelgeschirr des Perseus zur Schau trugen. Sodann kam der Wagen des Perseus, seine Waffen und oben auf den Waffen liegend sein Diadem.

Sodann — nach einem kurzen Zwischenraum — führte man bereits die Kinder des Königs als gefangene Sklaven vorüber und mit ihnen einen Schwarm von Wärtern, Lehrern und Hofmeistern, die in Thränen schwammen und, wie sie selbst ihre Hände flehentlich nach dem Publikum ausstreckten, so auch die Kinder zum Bitten und Betteln anhielten. Es waren zwei Knaben und ein Mädchen; sie hatten aber in ihrem Alter noch durchaus kein deutliches Bewußtsein von der Größe ihres Unglücks. Und gerade wegen dieses Mangels an klarer Empfindung war das Mitleid mit ihnen um so größer, so daß Perseus bei seinem Vorüberschreiten nahezu unbeachtet blieb. Vor lauter Theilnahme waren die Blicke der Römer vollständig nur auf die Kleinen gerichtet; Viele konnten sich sogar des Weinens nicht enthalten; jedenfalls erregte dieser Anblick allgemein nur eine mit tiefer Wehmuth vermischte Freude, bis die Kinder vorüber waren.

34. Perseus selbst ging hinter seinen Kindern und der sie umgebenden Dienerschaft. Er trug ein schwarzgraues Kleid und die landesüblichen Stiefel. Aber die Größe seines Unglücks wirkte auf ihn dergestalt ein, daß er Alles ganz verblüfft ansah und nahezu einem blödsinnigen Menschen glich.

Auf ihn folgte ein ganzes Corps von Freunden und Gesellschaftern, denen die Trauer schwer auf den Gesichtern lag. Durch ihr fortwährendes Weinen und Hinblicken nach Perseus legten sie Jedermann,

der es mit ansah, den Gedanken nahe, daß sie nur über das Schicksal des Königs jammerten, während ihr eigenes Loos sie gleichgültig ließ. Und doch hatte Perseus zu Aemilius geschickt und dringend bitten lassen, ihn nicht öffentlich aufzuführen, sondern ihm den Triumph zu erlassen! Allein Aemilius, der offenbar sich über die Feigheit und Todesfurcht des Königs lustig machen wollte, ließ ihm antworten: „nun — das sei ja schon früher bei ihm gestanden und stehe noch jetzt bei ihm, wenn er nur wolle“! — eine deutliche Hindeutung auf den Tod, der besser sei, als Schande. Aber hiezu konnte sich der Elende nicht entschließen. Er ließ sich von einigen geringen Hoffnungsstrahlen vollends in seiner weichlichen Gesinnung bestärken und ward somit — ein Stück von seiner eigenen Kriegsbeute.

Unmittelbar darauf trug man nun goldene Kränze vorüber, vierhundert an der Zahl, welche dem Aemilius, als Ehrenzeichen für seinen Sieg, von den einzelnen Städten durch Gesandtschaften überschickt worden waren.

Hierauf kam er selbst, auf einem prachtvoll geschmückten Triumphwagen, — ein Mann, dessen Anblick schon an sich, abgesehen von seiner hohen Stellung, lohnend genug war. Er trug ein golddurchwirktes Purpurkleid und hielt in der Haud einen Lorbeerzweig. Solche Lorbeerzweige trug auch das gesammte Heer, welches centurien- und cohortenweise dem Triumphwagen seines Feldherrn folgte. Dabei wurden theils einige altherkömmliche, mit Possen vermischte Verslein, theils Siegeslieder und Hymnen auf die Heldenthaten des Aemilius gesungen. Letzterer war der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit und wurde von Jedermann glücklich gepriesen, ohne daß ihn irgend ein rechtschaffener Mensch beneidet hätte. Aber leider scheint irgend eine höhere Macht die Aufgabe zu haben, jedes große, überschwängliche Glück zu mäßigen und dem Menschenleben eine gewisse Mischung zu verleihn, damit es für Niemand frei und ledig von allem Beigeschmack des Uebels bleiben kann und vielmehr, nach Homers Ausdruck*), diejenigen „am besten daran sind“, bei welchen ihr Schicksal eine Abwechslung der Verhältnisse nach beiden Richtungen hin enthält.

---

*) Ilias XXIV, 525 fgg.

35. Aemilius hatte nämlich vier Söhne. Zwei waren, wie bereits erzählt, in andere Familien übergegangen, Scipio und Fabius. Zwei standen noch im Knabenalter, und diese Kinder aus einer zweiten Ehe hatte er im eigenen Hause behalten. Der Eine davon starb fünf Tage, ehe Aemilius seinen Triumph feierte, im 14. Lebensjahre, und ebenso der Andere, zwölfjährige, drei Tage nach dem Triumphe, so daß es keinen Römer gab, der nicht bei diesem traurigen Vorfall gleichfalls von Schmerz ergriffen wurde. Jedermann schauderte es vor der Grausamkeit eines Schicksals, das sich nicht entblödete, solch eine Trauer in ein von beneidenswerthem Glück, von Jubel und Opfern angefülltes Haus hineinzuführen, — Klaggesänge und Thränen unter Siegeslieder und Triumphe zu mischen!

36. Indessen hegte Aemilius die richtige Ueberzeugung, daß der Mensch seine Tapferkeit und seinen Muth nicht bloß gegen Waffen und Sarissen brauchen könne, sondern ebensowohl gegen jede Widerwärtigkeit des Geschicks. Demnach wußte er die zwei verschiedenen Elemente seiner augenblicklichen Lage in eine so schöne Verbindung zu bringen, daß das Schlimme im Guten, das Häusliche im Oeffentlichen verschwand, ohne die Größe des Sieges herunterzudrücken, oder dessen Ehre Eintrag zu thun.

Den Ersteren seiner beiden Knaben hatte er, nach dessen Tode, kaum bestattet und triumphirte sodann unverzüglich, wie bereits erzählt. Als er hierauf, *nach* dem Triumph, auch den zweiten verlor, berief er das römische Volk zur Versammlung und sprach in derselben als Mann, der keines Trostes bedarf, sondern vielmehr seine Mitbürger in *ihrem* Schmerze über *sein* Unglück zu trösten versuchte.

„Vor menschlicher Macht — (dieß waren seine Worte) — habe ich mich niemals gefürchtet; unter den höheren Mächten erblickte ich das Ungetreuste, Wankelmüthigste, was es gibt, stets in dem Schicksal. Und dieses, ja dieses machte mir jederzeit bange, am bängsten in dem letzten Kriege, wo es, wie ein herrlicher Fahrwind auf der See, meine Unternehmungen begünstigte, weßhalb ich irgend einen Wechsel, irgend einen Umschlag stündlich erwarten mußte. Denn an Einem Tage (fuhr er fort) bin ich über das jonische Meer von Brundisium nach Corcyca gesegelt; fünf Tage später durfte ich in Delphi dem Apollo mein Opfer darbringen; nach abermals fünf Tagen übernahm ich den Ober-

befehl über die Armee in Makedonien, und nachdem ich die übliche Reinigung*) derselben vorgenommen und unmittelbar darauf meine Thätigkeit begonnen hatte, gelang es mir, in anderen 15 Tagen dem Kriege sein glorreichstes Ende zu geben. Aber ich mißtraute dem Glücke bei dieser so günstigen Entwicklung aller Angelegenheiten. Und da von dem Feind lediglich keine Gefahr mehr zu besorgen stand, so fürchtete ich hauptsächlich auf der Seefahrt einen Umschlag der höhern Mächte, als ich nach den schönsten Erfolgen eine siegreiche Armee von solcher Größe, die eroberte Beute und eine gefangene Königsfamilie mit mir führte. Aber dennoch kam ich frei von jedem Unfall in Eure Mitte und erblickte die Stadt voll, übervoll von Jubel, Begeisterung und Dankopfern. Indessen — das Schicksal erregte noch immer meinen Verdacht. Ich wußte, daß auf jede große Gnadengabe eine Trübung, eine vergeltende Heimsuchung für die Menschen folgt. Und dieser Furcht konnte meine geängstete, meine sorgenvoll in die Zukunft blickende Seele nicht früher sich entledigen, bis ich in ein so tiefes Elend gesunken bin innerhalb meines Hauses, indem ich für meine trefflichen Söhne, die ich mir allein noch als Erben meines Gutes und meines Namens gelassen hatte, nacheinander in diesen heiligen Tagen ein Grab besorgen mußte. Darum ist für mein Wichtigstes, denk' ich, die Gefahr vorüber. Ich bin wieder getrost und glaube: das Glück wird euch jetzt getreu bleiben ohne Wanken. Es hat nunmehr an mir und meinem Jammer sich der Rache genug geholt für meine Erfolge und bietet neben dem, der aufgeführt wird im Triumph, ein ebenso deutliches Beispiel menschlicher Schwachheit an dem, der selber triumphirt. Da ist nur Ein Unterschied: Perseus, der Besiegte, — er besitzt noch seine Kinder; Aemilius, der Sieger, — der hat die seinigen verloren"!

37. Solch edle, großartige Gedanken waren es, die Aemilius aus der Tiefe seines von jeder Heuchelei freien, wahrhaftigen Geistes in der Volksversammlung gesprochen haben soll. Zu Gunsten des Perseus vermochte er, so sehr er dessen so ganz veränderte Lage bemitleidete und so völlig geneigt er war, demselben seinen Beistand zu

---

*) Mit der ersten Hauptmusterung, die ein Feldherr abhielt, waren Reinigungsopfer verbunden.

leisten, nichts aufzufinden, als eine Versetzung aus dem bei den Römern „Carcer" benannten Local an einen reinlichen Ort und in menschenfreundlichere Behandlung. Hier stand er unter Bewachung, starb jedoch, wie Mehrere berichten, einen freiwilligen Hungertod.

Andere Schriftsteller reden dagegen von einer ganz eigenthümlichen, außergewöhnlichen Todesart. Die Wachsoldaten seiner Umgebung waren aus irgend einem Grunde mit ihm unzufrieden und erbost; weil sie nun auf keine andere Weise ihm wehezuthun oder ihn zu beschädigen vermochten, so ließen sie ihn nicht mehr schlafen. Sie gaben genau Achtung, und so oft er dem Einschlummern nahe war, verhinderten sie es und hielten ihn mit allen möglichen Mitteln ununterbrochen wach, bis er auf diese Weise endlich vor Ermattung starb.

Zwei von seinen Kindern starben gleichfalls. Sein drittes Kind, Alexander, soll später im Bildschnitzen und Drechseln ein schönes Talent entwickelt haben. Auch lernte er römische Schrift und Sprache sehr gründlich, so daß er nachher bei den höheren Amtsstellen ein geschickter Schreiber wurde und sich in diesem Dienste als sehr brauchbar bewährte.

38. Neben den makedonischen Heldenthaten des Aemilius schreibt man auch noch von einem andern, höchst populären Verdienst um das Volk. Die Masse des Geldes, welches damals von ihm in den öffentlichen Schatz niedergelegt wurde, belief sich so hoch, daß das Volk fortan keine Steuern mehr zu bezahlen brauchte — bis auf die Zeiten des Hirtius und Pansa, welche ungefähr während des ersten Kriegs zwischen Antonius und Cäsar das Consulat bekleideten. Auch das war eigenthümlich und merkwürdig bei Aemilius, daß er ungeachtet der großen Zuneigung und Achtung, die er von den Plebejern genoß, dennoch bei der aristokratischen Partei blieb. Ohne weder mit einem Worte, noch mit einer Handlung die Gunst des Volks zu suchen, stellte er sich in politischen Dingen stets in die Reihen der ersten und vornehmsten Classe.

Dieß machte denn auch Appius längere Zeit später dem Scipio Africanus zum Vorwurf. Beide besaßen in Rom eine hervorragende Stellung und bewarben sich damals um das Censoramt. Der Eine hatte Senat und Aristokratie auf seiner Seite (denn diese Politik war bei den Appiern eine althergebrachte); der Andere, groß durch sich selbst, genoß auch stets von Seiten des Volks eine hohe Gunst und

Achtung. Als nun Scipio rasch auf das Forum eintrat, erblickte Appius an seiner Seite Menschen von niederer Herkunft und sogar gewesene Sclaven, — Leute der Straße, die wohl im Stande waren, einen Pöbelhaufen zusammenzuführen und durch ihr herrisches Parteitreiben und ihr Geschrei Alles mit Gewalt durchzusetzen. Da schrie Appius mit lauter Stimme: „Paulus Aemilius, seufz' unter'm Boden, wenn du merkst, daß dein Sohn von dem Ausrufer Aemilius und von dem Freigelassenen Licinius Philonikus zum Censoramt geleitet wird!"

Scipio war nun bei dem Volke beliebt, weil er dessen Geltung am meisten steigerte; Aemilius dagegen, obwohl der aristokratischen Partei angehörig, wurde von dem großen Haufen nicht weniger geliebt, als irgend ein Anderer, der noch so sehr Demagog war und bei seinem Verkehr mit den Plebejern sich um ihre Gunst bemühte. Sie bewiesen dieß neben anderen Auszeichnungen auch durch das Censoramt, dessen sie ihn würdigten, — ein Amt, das unter allen für das heiligste gilt und überall, namentlich hinsichtlich der Prüfung des Lebenswandels, einen höchst bedeutenden Einfluß ausübt. Es hat die Befugniß, jeden, der nach der Ansicht der Censoren einen unanständigen Wandel führt, aus dem Senate zu entfernen, den Tüchtigsten zum Senatspräsidenten zu ernennen und durch Abnahme des Ritterpferdes einen jungen Maun, der ausschweifend lebt, für ehrlos zu erklären. Auch die Schätzung des Vermögens und die Einzeichnung der Bürger steht unter der Oberaufsicht der Censoren. Unter Aemilius zählte man 337,452 Bürger; zum Senatspräsidenten ernannte er den Marcus Aemilius Lepidus, der schon zum vierten Male die Ehre des Vorsitzes genoß. Uebrigens entfernte er nur drei Senatoren, die jedoch nicht zu den hervorragenden gehörten. Auch bei der Rittermusterung zeigte er, wie sein College Marcius Philippus, die gleiche Mäßigung.

39. Nachdem das Meiste und Wichtigste in seinem Amte abgemacht war, verfiel Aemilius in eine Krankheit, die sich anfangs höchst bedenklich zeigte, mit der Zeit ihren gefährlichen Charakter verlor, dagegen sehr lästig und hartnäckig wurde. Auf Anrathen der Aerzte schiffte er nach Elea in Italien*) und nahm dort auf einem Landgute an der See, wo Alles ganz ruhig war, seinen Aufenthalt.

*) Elea in Lukanien, bei den Römern Velia genannt.

Jetzt empfanden die Römer ein großes Verlangen nach ihm; ja sie stießen oftmals im Theater laute Rufe aus, zum Ausdruck ihres Wunsches, ihn möglichst bald wiederzusehen. Da nun ein gewisses unumgängliches Opfer verrichtet werden mußte, auch sein leibliches Befinden wieder ganz ordentlich schien, so kehrte er nach Rom zurück. Er brachte wirklich das berührte Opfer gemeinschaftlich mit den anderen Priestern dar, wobei das Volk ihn massenhaft und mit entschiedener Freude umgab.

Am folgenden Tage opferte er abermals, aber allein und für sich selbst, zum Dank gegen die Götter für seine Genesung aus schwerer Krankheit. Kaum aber war, wie gesagt, die Opferceremonie beendigt, so kehrte er nach Hause zurück, legte sich nieder, gerieth sodann, ohne von dieser Veränderung ein Gefühl oder deutliche Wahrnehmung zu haben, in einen Zustand der Bewußtlosigkeit und des Phantasirens hinein, worauf er in drei Tagen starb.

Es hatte ihm nichts, lediglich nichts von Allem gefehlt, was für den Bestandtheil eines hohen Glückes gilt. Selbst noch der Glanz seines Begängnisses enthielt ein Zeugniß von der Bewunderung und hohen Achtung, die er genoß und womit man jetzt die Vorzüge dieses Mannes in einer Trauerfeier voll Anerkennung und Seligpreisungen verherrlichte. Denn diese Feier bestand nicht in Gold oder Elfenbein, nicht in der sonstigen Pracht und Eitelkeit aller getroffenen Anstalten, sondern in lauter Beweisen von Liebe, Ehre und Dank, und zwar nicht bloß von Seiten der Bürger, sondern auch der Feinde. So war es z. B. bei allen Spaniern, Liguriern und Makedoniern, die zufällig in Rom anwesend waren. Die körperlich starken und jungen Leute unter ihnen nahmen die Bahre auf ihre Schultern, um ihn tragen zu helfen. Die älteren gingen im Zuge mit und nannten dabei Aemilius „den Wohlthäter und Retter ihres Vaterlands“. Denn nicht nur in der Periode seiner Siege hatte er, als er nun wieder schied, sich gegen Jedermann mild und menschenfreundlich bewiesen, sondern auch in seinem ganzen ferneren Leben that er ihnen stets und fortwährend alles mögliche Gute; ja, er sorgte für sie, wie für nahe Angehörige und Verwandte.

Sein Vermögen soll kaum 370,000 Sestertien*) betragen haben.

*) Nicht ganz 20,000 Thaler.

Er selbst hinterließ eigentlich seine beiden Söhne als Erben; allein der jüngere, Scipio, trat seinem Bruder den Besitz des Ganzen ab, weil er selbst durch Adoption in eine reichere Familie, die des Africanus, übergeben worden war.

Dieß sind die Nachrichten, die wir noch über Paulus Aemilius' Charakter und Leben besitzen.

Druck von C. Hoffmann in Stuttgart.

SLUB
Wir führen Wissen.

703 8/110 +

SLUB
Wir führen Wissen.